Die Welt am Sonntag?
Illustrierte Familienzeitschrift.
Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.

Bielitz | Sonntag, 4. September | Jahrgang 1927

Inhaltsverzeichnis.

32 Text- und Bildseiten.

Einzelpreis (32 Text- und Bildseiten). **Zl. 1.60.**

Die illustrierte Familienzeitschrift
„Die Welt am Sonntag“

erscheint wöchentlich, an jedem Sonntag im Ausmaß von 32-40 Text- und Bildseiten.

Unsere Bezugsbedingungen:
Bezugspreis:

monatlich	Zł. 6.—,	österr. Sch. 5.—,	Tschech. K. 25.—,	R. M. 3.—,
vierteljährlich	„ 18.—,	„ 15.—,	„ 75.—,	„ 9.—.

Einzelpreis		
	bei 32 Text- und Bildseiten	Zł. 1.60.
	„ 40 „ „ „	Zł. 2.—.

Sichern Sie sich ein Abonnement

die Auflage für den Einzelverkauf ist gering.

Verwaltung: Bielitz, Jagiellońska (Hauptstr.) 10. Fernpsrecher 29.

Bielitz-Bialaer Abonnenten können die Zeitschrift auch im Zeitungsverschleiß Jagiellońska (Hauptstraße) 10 abholen.

Unser Anzeigentarif für Polen u. Danzig:

in Złoty:

Anzeigenteil:	1/1 Seite	1/2 Seite	1/3 Seite	1/4 Seite	1/6 Seite	1/8 Seite
hinten	300	168	—	87	—	42
vorne	375	220	—	108	—	—
redaktion. Teil	450	252	193	130	99	—

Gleich niedrige Sätze bietet Ihnen keine illustrierte Zeitschrift des In- u. Auslandes

Vertretungsgebiet:

Polen, Danzig, die Randstaaten, Deutschland, Tschechoslovakei, Oesterreich, Jugoslavien, Rumänien.

Die Welt am Sonntag

Illustrierte Familienzeitschrift.

Magazin für Literatur, Theater, Film, Kunst, Musik, Frauenfragen, Mode, Touristik, Sport.

Herausgeber: Alfred Jonas / Eigentümer: Chefredakteur C. L. Mayerweg / Verantwortlicher Redakteur: Anton Stafinski

Wide World

Ein Ständchen für Hindenburg

Die Stadtmusikanten von Dietramszell in Oberbayern brachten dem Reichspräsidenten während seines dortigen Urlaubs ein Ständchen

Der bekannte Schauspieler Albert Bassermann feiert demnächst seinen 60. Geburtstag. Bassermann ist gleichzeitig auch ein bemerkenswerter Cellist Atlantic

In Pirmasens (Rheinpfalz) ist eine Brücke im Entstehen, die die größte Betonbrücke Deutschlands sein wird. Die Bogenspannung beträgt 80 Meter, die Höhe 40 Meter Scherl

Geheimer Regierungs- und Ministerialrat L. Kastl, der auf der diesjährigen Mitgliederversammlung des Reichsverbandes der Industrie in Frankfurt a. M. über die „Wirtschaftspolitischen Voraussetzungen für deutsche Qualitätsarbeit" spricht

Bild links: In Kiel-Wik wurde in Gegenwart der Reichsmarineleitung und unter zahlreicher Beteiligung von Angehörigen des ehemaligen Marinekorps Flandern das Flandern-Ehrenmal enthüllt. Vor dem Denkmal Stationschef, Vizeadmiral Raeder Atlantic

Vom Stapellauf des Kreuzers „Karlsruhe" in Kiel, der unter begeisterter Anteilnahme der Bevölkerung kürzlich stattfand. — Die Taufe vollzog Frau Fregattenkapitän Köhler, deren Gatte im Anfang des Krieges als Kommandant der ersten „Karlsruhe" mit dieser unterging. — Die zweite „Karlsruhe" ruht in der Bucht von Scapa Flow. — Im Bilde: Reichswehrminister Dr. Geßler und Admiral Zenker schreiten die Front der Ehrenkompagnie ab. — Dahinter die dritte neue „Karlsruhe" Photo-Union

Die deutsche Domkirche in Riga, die nach neuen Meldungen dem Deutschtum in Lettland genommen werden soll. Von den Rigaer Deutschen ist hiergegen energischer Protest eingelegt worden. Wie erinnerlich, wurde kürzlich den Deutschen in Reval trotz Protest die ehrwürdige Domkirche genommen und von der Polizei aufgebrochen. Es muß abgewartet werden, ob der Protest Erfolg hat Scherl

Bild links: Das alte Spital am Augustinerkloster in Erfurt. Vorn links die Pforte, durch die Luther am 17. Juli 1503 das erstemal das Kloster betrat. Der Evang. Oberkirchenrat strebt die Erhaltung dieser alten Lutherstätten an und wendet sich an die Öffentlichkeit zur Aufbringung von Mitteln hierfür Löhrich

Von der Duisburger Schiffahrtsausstellung 1927. Das Modell des Schiffes „Willem de Eerste" (18. Jahrhundert), das zum Fracht- und Passagierverkehr auf dem Niederrhein diente Photothek

Bild links: Das neue Gebäude der Landwirtschaftskammer in Kiel Photothek

Rechts im Oval: Besonders schöne und große Exemplare von Kakteen auf einer Pflanzenausstellung in Berlin. Zum Vergleich der Größe die offene Hand Welt-Photo

Die neue Eruption der Goczalkowitzer Marienquelle.

Die Gotschalkowitzer Gegend birgt in den tieferen Erdschichten ungeheure Mengen der überaus heilkräftigen Jodbromsole. Diese Tatsache wird bewiesen durch die gewaltige Ergiebigkeit der in den Jahren 1922/23 erbohrten, beim Kurhaus gelegenen Marienquelle. Mit der im April dieses Jahres einsetzenden eruptiven Tätigkeit der Quelle hat die von den entfesselten Erdgasen an die Erdoberfläche geschleuderte Menge der Jodbromsole fantastisches Ausmaß erreicht. Nach zeitweiligem Abflauen der eruptiven Tätigkeit hat in diesen Tagen eine neue Periode intensivster Quelleruption eingesetzt.

Die dem Bohrloch entweichenden Gase schleudern in kürzeren und längeren Zeitintervallen große Mengen der Solmassen (siehe Abbildung 3 und 4), oft bis zur Höhe des Bohrturmes (30 Meter) empor. Die Ergiebigkeit der Quelle ist bei diesen Eruptionen 10.000 Liter stündlich. Gase und Sole entströmen einer Tiefe von 320 Meter. Der breite und geräumige Bohrturm (Abbildung 2), von dem aus ein System von Röhren in die in reichlicher Zahl vorhandenen Sammelbecken führt, ist seit einigen Tagen das Ziel vieler Schaulustiger. Aus dem breiten Bohrloch im Turm dringen gurgelnde, brodelnde Geräusche. Gelbgraue Solmassen schießen empor, viele Meter hoch, und zerstäuben an den Wänden des hohen Bohrturmes. Ein fesselndes Naturschauspiel —

Außer sicherer Heilung von den Gebrechen bietet der Kurort Goczalkowitz seinen Besuchern auch landschaftlich manch schönen Genuß In der Abbildung geben wir eine Kostprobe landschaftlicher Reize, eine verträumte Goczalkowitzer Idylle: den Maszekteich.

Der Bohrturm. Photo Jatrzenski.

Goczalkowitzer Idylle: Der Maszekteich. Photo Wolf.

Die Quelle nach dem Reinigen in den Tagen vom 6. bis 12. April d. J. Die Gase werfen in einem kompakten Strahl gegen 10 000 Liter stündlich bis zu 30 Meter Höhe aus. Photo Jatrzenski.

Die Quelle nach dem Einsetzen der eruptiven Tätigkeit.

Literatur

Mittagszauber.

Leuchten die Blumen golden und weiß
Hoch aus der schlummernden Halde hervor.
Die Mittagssonne ruht brütend heiß
In der schlafenden Stille.
Und nirgends ein Wille
Zu lauter Lust —
Kein Atemzug aus beklommener Brust.
Und doch klingt es leise verschwingend empor
Durch das reglos gebannte Schweigen ringsum:
Ein unirdisch' Läuten,
Wer kann es mir deuten?
Wie ein verborgenes Bienengesumm.
Ich folge dem heimlich verzitternden Klingen,
Dem Singen und Sagen von lieblichen Dingen,
Und seh' auf der blühenden Wiese Grund,
Aus dem wirren, beschatteten Farbenbunt
Die schwebenden Glockenblumen schauen,
Mit tief unergründlichem Augenblauen.
Ganz leise regt sich,
Verstohlen bewegt sich
Das zarte, luftige Glockengestühle.
Und aus dem drängenden Blumengewühle
Tönt weltverloren ein seliger Sang,
Die weite, träumende Halde entlang.
Und da, in dem Schatten am Waldesrand,
Am Ohre die Hand,
Steh'n staunend zwei winzige Wichtelein
Und horchen in das Schweigen hinein.

Wilhelmine Funke †.

Meinem Kinde.

Viel Margariten blüh'n um mich des Tages,
Viel Sterne über mir in blauer Nacht,
Doch schöner als der Margariten weiß Gefieder
Ist meines Kindleins weiß-blond glänzend Haar,
Und schöner als der Sterne frommer Schimmer
Sein golden-leuchtend blaues Augenpaar.
Da blühen Blumen auf und glüht ein fernes Licht
So wunderbar, wie nur ein Märchen spricht...

Margart Lenné.

Was bedeutet Idealismus?

Von ***

Immer von neuem hören wir heute die Forderung, idealistisch zu denken und idealistisch zu handeln. Nur der Idealismus, so heißt es, könne unser Volk und unsere ganze Zeit vor einem geistigen und moralischen Verfall retten. Aber was besagt jener Begriff, von dem wir soviel erwarten? Gewiß enthält er eine Wahrheit und eine Aufforderung, der wir uns nicht entziehen dürfen. Unser Handeln soll nicht selbstische Interessen zur Hauptsache machen, sondern er soll Ziele verfolgen, die über dem bloßen Individuum und seinem Befinden stehen. Es soll diesen Zielen seine ganze Kraft und seine volle Gesinnung widmen. Es soll auch große Opfer dafür nicht scheuen. Das ist gewiß etwas Bedeutendes und Unentbehrliches. Ohne einen Idealismus in diesem Sinne kann nichts Tüchtiges gelingen und entbehrt das schale Leben eines richtigen Gehaltes und Wertes.

Aber worin die überselbstischen Ziele bestehen, das bleibt dabei eine offene Frage. Der Idealismus bietet zunächst nur eine Form, die jeder Einzelne und jede Partei nach ihrem Gutdünken ausfüllen kann. Jede Richtung, jede Denkweise, sei sie noch so schroff und leidenschaftlich, kann sich darauf berufen, daß sie idealistische Zwecke verfolge. Selbst Schwerverbrecher können sich in den Mantel des Idealismus hüllen und sich damit rechtfertigen. Mut, Ueberzeugung genügen nicht, um unserem Streben eine Richtschnur zu gewähren und eine Spaltung der Menschheit zu verhüten. Zunächst bleibt der gepriesene Idealismus nur eine subjektive Größe. Sein Boden gewährt jedem gleiches Recht, aber auch gleiches Unrecht. Um Recht und Unrecht von einander zu scheiden, bedarf es eines festen Maßstabes. Diesen Maßstab kann nur ein objektiver und geistig begründeter Idealismus gewähren.

Einen solchen Idealismus hat schon vor 2000 Jahren Plato der Menschheit mit leuchtenden Farben vorgeführt. Seine Lebensarbeit ruhte auf dem Gedanken, daß eine selbständige Welt des Wahren und des Guten, ein Reich der Ideen besteht und sein erhöhendes Wirken in alle Weite erstreckt. Nur ein solches Reich kann die Menschheit innerlich zusammenhalten, ihr Streben auf ewige Wahrheiten richten, es der Enge und Unsicherheit des Alltaglebens entwinden. Ueber den einzelnen Lebenspunkt muß ein Ganzes des Lebens walten und das Streben nach einem allumfassenden Ziel. Dies macht erst das ganze Leben zu einer hohen Aufgabe, deren Lösung allein eine innere Befriedigung verspricht. Ein so begründeter Idealismus ist die unentbehrliche Voraussetzung aller Erhebung des Menschen zu einem geistigen Leben und einem geistigen Wesen; nur er erzeugt Wissenschaft und Kunst, Recht und Moral, Kultur und Religion. Das Ganze der weltgeschichtlichen Arbeit erweist deutlich diesen Idealismus. Sein Werk ist die geistige Atmosphäre, die uns alle über unser eigenes Bewußtsein emporhebt.

Diese notwendige Aufgabe läßt sich in verschiedener Weise behandeln. Die ältere, auch das Mittelalter umfassende, und die moderne Denkart gehen hier weit auseinander. Die antike Art verstand die Welt, den Kosmos, als etwas Gegebenes und Geschlossenes. Sie hat die einzelnen Glieder dem Ganzen und bedingt untergeordnet. Das Sein mit einer ewigen Ordnung beherrschte alle Bewegung und alles zeitliche Werden. Das gab jener Denkweise einen festen Zusammenhang und ein Ruhen in eigenen Wesen. Seit dem 15. Jahrhundert hat sich das wesentlich verschoben. Die Teile wurden selbständiger gegen das Ganze und erwiesen mehr Macht. Die Bewegung hat sich mehr und mehr gegenüber dem Beharren ausgedehnt und die Führung des Strebens an sich gerissen. So ist eine neue Art des Lebens entstanden. Sie hat alle einzelnen Gebiete ergriffen und durchgängig mehr Freiheit, mehr Kraft, mehr Mannigfaltigkeit erzeugt. Nicht nur die Wissenschaft erklomm nun ungeahnte Höhen, seit sie die Welt vom Kleinen und Werden deutete. Das ganze Leben ist frischer, selständiger, ursprünglicher, es ist in weitgehendem Grad unser Eigentum geworden.

Aber diese Wendung hat bei aller großartigen Leistung ungeheure Gefahren hervorgerufen, indem in weitem Umfange das Streben der Menschheit seine geistige Grundlage zunächst lockerte, schließlich gänzlich aufgab. Es verdunkelte sich und verschwand schließlich die Ueberzeugung von einem im menschlichen Bereich überlegenen Reiche der Wahrheit und der Ewigkeit. Was aber das Preisgeben eines schaffenden Lebensgrundes an Schädigung bringt, das können alle Gewinne nicht ersetzen. Werden die Individuen allein auf sich selbst gestellt und lediglich auf ihr eigenes Vermögen angewiesen, so verschwindet alle Möglichkeit einer inneren Verbindung und alles Messens an einer überlegenen Wahrheit. Die verschiedenen Bestrebungen müssen immer weiter auseinander gehen, wie der Zufall der Natur oder die Lage es mit sich bringt. Was unser Leben an überkommener Tradition enthält, das muß sich immer mehr verflüchtigen. Die Meinung und die Stimmung des Augenblickes beherrscht alles Beginnen, der bloße Mensch wird zum Maß der Dinge. Schließlich bleibt bei allem ungestümen Drängen nach vorwärts und bei immer wechselnden Eindrücken und Regungen eine völlige geistige Leere. Die Zeit verfällt einem wurzellosen Leben, das keinen Sinn und Wert besitzt.

Je deutlicher wir jene ungeheure Gefahr erkennen und je tiefer sie unsere Seelen erschüttert, desto notwendiger wird es, einen sicheren Zugang zu der Wahrheit zu finden, die ein objektiver, den schalen Meinungen und Stimmungen überlegener Idealismus vertritt. Dazu genügt nicht ein einfaches Wiederaufnehmen der alten Art. Wir müssen vielmehr dem Grundgedanken eine Gestalt geben, welche der weltgeschichtlichen Lage entspricht und ihre Erfahrungen verwertet. Die neue Zeit hat ein gutes Recht, wenn sie einzelnen Punkten mehr Selbstständigkeit verlieh. Aber diese Selbstständigkeit schwebt in der Luft, wenn sie nicht durch ein schaffendes Leben getragen wird und dadurch Gestalt und Richtung gewinnt. Nur dann können jene Punkte die Gesamtaufgabe als eine eigene ergreifen und dadurch selbst ins Unbegrenzte wachsen. Mit gutem Recht gab ferner die neue Zeit der Bewegung mehr Raum und Bedeutung. Aber die Bewegung wird ein irres Suchen, wenn sie nicht im Streben einen überlegenen Ausgangspunkt festhält und inmitten der Zeit eine engere Verbindung mit ewigen Wahrheiten erreicht.

In dieser Richtung gilt es Umrisse eines neuen Lebenssystems zu entwerfen, welches den Gegensatz antiker und moderner Denkart überwindet, Grundbestand und Selbsttätigkeit, Tiefe und Freiheit enger miteinander verbindet. Darüber aber kann kein Zweifel bestehen, daß ein bloß subjektiver Idealismus der Menschheit weder einen Halt noch einen Zusammenhang zu geben vermag. Es bedarf unbedingt eines objektiven Idealismusses, es gilt, sich in ihm durch lebendige Tat zu befestigen. Dafür aber zu wirken, das ist eine unserer Hauptaufgaben und unsere ganze Kraft ist darauf gerichtet, die unsägliche Zerstreuung und Verflüchtigung der Gegenwart zu überwinden und der Zeit einen festen Stand in einem überlegenen Reich der Wahrheit zu erringen.

Jeremia im Kerker.

Die John Rylands-Bibliothek in Manchester gibt zur Zeit eine Reihe von Uebersetzungen von Texten und Faksimilen christlicher Dokumente in syrischer und Garahuni-Sprache heraus, die in der wissenschaftlichen Welt Aufsehen erregen. Unter den letzten Veröffentlichungen dieser Art befindet sich die Uebersetzung eines eigenartigen Werkes, das angeblich Ereignisse schildert, die sich um die Zeit der babylonischen Gefangenschaft der Juden abgespielt haben. Die Arbeit stützt sich auf ein Manuskript, das der Uebersetzer Dr. Mingana in Kurdistan aufgefunden hat, und das mit einer anderen Wiedergabe derselben Ereignisse verglichen worden ist, die sich in der National-Bibliothek befindet. — Die Handschrift erzählt manche interessante Einzelheiten über die Leiden des Propheten Jeremia unter dem König Zedekiah. An einer Stelle wird beschrieben, wie der König den Propheten in den Kerker werfen läßt, und zwar ausgerechnet in eine Jauchegrube. Der Kerker war nur auf einem drei Stunden langen unterirdischen Wege zu erreichen und so niedrig, daß man sich nur knieend darin aufhalten konnte, wobei die Jauche den Gefangenen bis zu den Achselhöhlen ging. Hier soll Jeremia drei Wochen geschmachtet haben, bis Abimelech seine Befreiung erwirkte.

Es folgt dann eine rührende Erzählung, wie Abimelech für seine Güte dadurch belohnt wird, daß er in einer Höhle Zuflucht findet, wo er die 70 Jahre der Gefangenschaft verschläft; ausführlich wird seine Verwirrung beim Anblick des wiedererbauten Jerusalem und seine Freude beim Wiedersehen mit Jeremia geschildert.

Zu der gleichen Ausgabe gehört auch eine neue Lebensbeschreibung Johannes des Täufers, als deren Verfasser Serapion gilt, der unter dem Patriarchen Theophilus (385—412 n. Chr.) Bischof in einer Stadt Aegyptens war.

Literatur

Der Weltflug Schlee mit Brock.

Die amerikanischen Weltflieger in Deutschland.
Die Deutsch-Amerikaner Brock und Schlee, die mit ihrem Flugzeug „Pride of Detroit" (Stolz von Detroit) zu einem Fluge um die Welt abgeflogen sind und den Ozean in 23 Stunden überquert haben, befinden sich auf dem Wege nach München.

Der Weg der Flieger rund um die Welt.

Zum ersten Willkommen in München wurden den Gästen aus dem Lande der Prohibition zwei Maßkrüge echten Münchener Bieres kredenzt.

Neu erschienene Bücher: Sherwood Anderson: „Der Erzähler erzählt sein Leben", Insel-Verlag, Leipzig. — Karl Hans Strobl: „Heerkönig Ariovist", K. F. Koehler, Berlin und Leipzig. — Martha Ostenso: „Erwachen im Dunkel", F. G. Speidelsche Verlagsbuchhandlung, Wien — Pitigrilli: „Die Jungfrau von achtzehn Karat", Eden-Verlag, G. m. b. H., Berlin. — M. Roberts Rinehart: „Der Roman eines Doppellebens", Ricarda Huch: „Der Fall Deruga", Maurice Dekobra: „Fürst oder Clown", Peter Bolt: „Die Braut Nr. 68", Marie Eugenie della Grazie: „Das Buch der Liebe", Verlag Ullstein, Berlin. — Egon Erwin Kisch: „Zaren, Popen, Bolschewiken", Erich-Reiß-Verlag, Berlin. — Viktor M. Llona: „Whisky-Piraten", Verlag von Th. Knaur Nachfolger, Berlin. — „London und Umgebung mit Insel Whigt", „Newyork und Umgebung", „Hamburg und Umgebung", Grieben-Verlag, Albert Goldschmidt, Berlin. — Vallentin Mandelstamm: „Hollywood", Hesse & Becker-Verlag, Leipzig. — Henry Pouhaille, eingeleitet von Heinrich Mann: „Die Geburtsstunde des Friedens", Paul-Zsolnay-Verlag, Berlin, Wien, Leipzig. — Gustav Doré: „Meine Herren", Paul-List-Verlag, Leipzig.

Der arme liebe Papa.

Von Leo Froh.

Frau Hanne Western, die man die ewig junge, wohl auch nicht mit Unrecht die schöne Witwe nannte, war sorgenvoller und schwerer bedrückt, als ihre heitere Wesensart zuzulassen pflegte. Es ging ihr auch näher als alles, was sie in den letzten Jahren erlebt, vielleicht näher als — daran dachte sie nicht gern, an die Tage schrecklicher Aufregung — damals vor zwölf Jahren — es war grauenhaft der entsetzliche Anfall ihres alternden Mannes — einen Besuch im Irrenhaus hatte sie nicht über sich gebracht — ein barmherziges Schicksal schenkte dem geknickten Gatten nach wenigen Wochen die Erlösung und ihr die Witwenschaft. Das waren wohl furchtbare Tage gewesen, aber seither? Ernstliche materielle Sorgen gab es für sie nicht, sie war in die angenehme Stadt hier gezogen, sie hatte ein reizendes Heim und einen lieben entzückenden Buben, der fröhlich gleich ihr heranwuchs, kaum je krank war, leicht lernte und eines Tages ganz keck feststellte, daß er ihr über den Kopf gewachsen sei. Sie hatte sozusagen übersehn oder sich dessen nicht bewußt werden wollen, daß er nichtmehr weit von zwanzig, also unleugbar zum Manne geworden war. Und dieser liebe sonnige Junge, der sich immer ganz leicht hatte lenken lassen, der schickte sich nun an ihr nach soviel sorgenlosen Jahren ernstlichen Kummer zu bereiten. ¡Mein Gott, wenn es irgend ein toller Streich, eine Geldgeschichte oder sonst etwas Derartiges gewesen wäre. Aber nein, es ging viel, viel tiefer und rührte Dinge auf, die sie für immer versunken geglaubt und auch weiter vergessen wissen wollte. Denn sie ahnte einen Zusammenhang, der wie ein rächendes Verhängnis zu drohen schien. War es Zufall oder stand es auch in Beziehung zu ihren Befürchtungen, daß sich der alte Vertraute ihres Witwenhauses, der Sanitätsrat, angesagt? Sie wies die Schwarzseherei, die ihr doch sonst gar nicht eigen, von sich. Gerade der Sanitätsrat konnte ihre Besorgnisse zerstreuen, gerade mit ihm wollte, nein, mußte sie über ihren Jungen sprechen. Die Teestunde hatte schon geschlagen. War er auch ein alter Freund, so wollte die schöne Witwe nicht versäumen, was ihr zur Ergänzung des äußeren Eindruckes unumgänglich schien. Rasch begab sie sich in ihr Boudoir, und als nach einer Weile der Sanitätsrat gemeldet wurde, trat sie ihm entgegen mit all der bestrickenden Anmut, die selbst dem sarkastischen Kenner ein Wort der Bewunderung von den schmalen Lippen löste.

Sie lud ihn ein in einer gemütlichen Ecke unter der großen Stehlampe Platz zu nehmen, kredenzte ihm selbst den Tee und die delikaten Brötchen und war die entzückendste Wirtin. Endlich aber, als der Sanitätsrat die Zigarette angesteckt hatte und sich behaglich zurücklehnte, glaubte sie auf ihr Ziel losgehn zu müssen.

„Ihr Besuch, liebster Sanitätsrat, ist mir immer willkommen, das muß ich Ihnen ja nicht sagen. Heute ist er mir aber doppelt lieb und wertvoll, denn ich wollte ,in einem Kummer bei Ihnen Rat erbitten. Mein Friedel macht mir Sorge!"

Literatur

„Er war bei mir, gnädige Frau, und auch ich wollte seinetwegen mit Ihnen sprechen.“

„Friedel bei Ihnen—“, in harter Bestürzung stammelte es Frau Hanne. „Ich beschwöre Sie, lieber Sanitätsrat, was fehlt dem Jungen?“

„Gnädige Frau, vor allem seien Sie nicht nutzlos erregt, seienn Sie ganz beruhigt, Ihrem Friedel fehlt nichts, zumindest nichts Ernstes, soweit der objektive Befund Aufschluß geben kann. Ich habe ihn gründlich untersucht, wie er es erbeten und ich kann Ihnen nochmals versichern, daß ich objektiv nichts Bedenkliches konstatieren kann. Er ist etwas nervös und hat gewisse Aufregungszustände, die in diesem Alter nicht selten sind. Dagegen gibt mir seine seelische Verfassung zu denken. Der junge Mann hat Aeußerungen, halbe Andeutungen gemacht, aus denen ich entnehme, daß ihn eine Angst quält, die ich nur errate. Gnädige Frau, Sie sagten mir doch, daß der Herr Gemahl an einem Schlagfluß gestorben?“

„Ja, gewiß, so ist es“.

„Starb er zuhause?“

„Nein — das heißt — den Anfall erlitt er zuhause —“; gequält kamen die einzelnen Worte über die Lippen der schönen Frau.

„Und er starb dann in einem Krankenhaus — in einer Anstalt?“

„Ja — — Herr Sanitätsrat, ich versichere Ihnen, von seinem Vater hat der Junge in keiner Weise eine Belastung zu fürchten — denn darauf gehen doch Ihre Fragen hinaus, nicht wahr?“

„Nicht meine Fragen, gnädige Frau, sondern — die Angst Ihres Kindes und die zu zerstreuen, ist meine oder Ihre Aufgabe!“

„Ich werde diese Aufgabe lösen, Herr Sanitätsrat und mein Kind von einer falschen Angst befreien!“

100 jähriges Bestehen der Technischen Hochschule in Stockholm.
Die Königliche Technische Hochschule in Stockholm begeht am 19. September das Jubiläum ihres 100 jährigen Bestehens.

„Das halte ich für durchaus notwendig, gnädige Frau, denn diese Angstzustände im Uebergangsalter können Folgen nach sich ziehen, die wir nicht zu berechnen vermögen und auf Grund des Untersuchungsbefundes nicht vorausbestimmen können. Wenn Sie als Mutter über beweiskräftige Argumente verfügen, dann müssen Sie mit ihnen operieren, ich rate ganz entschieden dazu!“

Frau Hanne Western fühlte sich durchaus unbehaglich. Ihr lagen große, tiefgehende Auseinandersetzungen nicht und sie hatte es bisher verstanden ohne sie auszukommen. Diesmal aber — das war ihr klar und sie versuchte gar nicht durch Selbsttäuschung darüber hinwegzuleiten — diesmal mußte sie eine gründliche, und wie sie wußte, eine zutiefst aufwühlende Unterredung mit ihrem Sohne herbeiführen. Sie war ja nicht ganz unvorbereitet. Die Veränderung, die mit ihrem Jungen vor sich gegangen, war zu augenfällig gewesen. Der blühende Bursche, dessen Schönheit zum großen Teile eben in seiner Frische bestanden, war sichtlich verwelkt und alle Anzeichen einer schweren Nervosität und wachsenden Melancholie traten immer schärfer hervor. Er grübelte und vertiefte sich immer eifriger in Bücher, aber nicht die Bücher, die andere junge Männer lasen. Immer schon hatte er davon geschwärmt Arzt zu werden und Frau Hanne machte sich nun den Vorwurf, daß sie den Sohn allzu frei hatte wählen lassen. als er in Vaters Bücherschrank zu stöbern begonnen. So hatte er früh schon medizinische Werke gelesen, war an Abhandlungen über Vererbung geraten und neulich — da war er nach der Lektüre von Ibsens „Gespenstern“ leichenblaß aufgesprungen und plötzlich vor ihr stehen geblieben:

„Mutter, wie war das mit Vaters Tode?“ So hatte er hart gefragt, und als sie ausweichend und beschwichtigend geantwortet, war es trostlos von seinen Lippen gekommen:

„Ich war ja doch bei seinem Tode acht Jahre alt, ich weiß doch, daß er nicht still und friedlich gestorben — sag mir doch alles Mutter, ich bitte Dich!“

Sie hatte ihn beschworen nicht falsche Schlüsse zu ziehen, sie hatte eindringlich um sein Vertrauen geworben und ihm versichert, daß er nichts zu fürchten habe. Der Erfolg war eine Beruhigung auf wenige Tage und nun war es wieder so weit, daß sie sich entschließen mußte, ob sie ihr Kind retten und die volle Wahrheit sagen wollte auf die Gefahr hin sich selbst herabzusetzen oder — nein, es gab keine Wahl, sie mußte offen sein, so unsagbar schwer es für sie war! Sie, die reife Frau, sollte sich selbst zur Angeklagten machen — vor ihrem eigenen Sohne!

So fest ihr Entschluß, sie schreckte dennoch zusammen, als der Sohn eintrat — und noch einmal — sie konnte nicht anders — es war wie ein instinktiver Abwehrversuch gegenüber einem drohenden Uebel — noch einmal trieb es sie hinter Verschanzungen Zuflucht zu finden, — oh Gott, wenn es ihr erspart bleiben konnte, warum sollte sie nicht trachten die Demütigung von sich abzuhalten — auch um des Kindes willen.

In gewohnter Artigkeit, aber ohne die ihr unentbehrliche zarte Wärme grüßt der Eintretende die Mutter. Er sieht schlechter aus als je, Frau Hanne krampft es das Herz zusammen.

„Du hast Besuch gehabt, Mama?“ Beiläufig, um die verlegene Pause zu zerschneiden, fragt er.

„Ja, Kind, der Sanitätsrat war zum Tee bei mir.“

„Er war schon lange nicht da.“ Erregt, erwartungsvoll klingt die Stimme.

„Ich habe mich darüber gewundert und war etwas beunruhigt. Es schien fast, als ob er unser Haus meide.“

„Er hätte doch wohl keinen Grund dazu?“

„Gewiß nicht — er sieht übrigens sehr gut aus und erstaunlich frisch trotz seiner starken Sechzig“. —

„Mama, sonst — sonst ist nichts über den Besuch zu sagen?“

Die schöne Frau sieht den Sohn nicht an. Sie sucht verzweifelt nach einem rettenden ablenkenden Wort. Die Lippen schicken sich an es zu formen — da klingt die Frage noch einmal und in dem Ton bebt ein so qualgefoltertes Weh, daß sie aufschauen muß.

Und als des Gepeinigten Blick sie traf, da fiel das letzte Hemmnis. Sie wurde sich ganz klar darüber, daß nun der entscheidende Augenblick unausweichlich gekommen, daß keine Verschleppung, keine Beschönigung mehr möglich; sie wußte aber auch daß sie für das, was sie dem Sohne zu sagen hatte, eine Form finden mußte, die unerschütterlich überzeugend war, wenn das Opfer nicht umsonst gebracht sein sollte. Abgewandt von dem Wartenden stützte sie sich auf den Schreibtisch und ein Zufall wollte es, daß ihre Hand das Bild des toten Gatten berührte. Dann fand sie die Worte und sie hatten einen Klang, so fremd und schwer, aber so unumstößlich bezwingend, daß der Sohn wußte, es sei heilige, qualvolle Wahrheit.

„Du hast meinen einfachen Worten nicht geglaubt, Du zwingst mir Worte ab, die beweiskräftig sein müssen. Ich schwöre Dir bei dem Heiligsten, in mir, der Liebe zu Dir, mein Kind, daß der Mann, vor dessen Krankheit Dir bangt — nicht Dein Vater war! Ein Zufall hat ihm nach Jahren verraten, was einst Deiner Mutter Schuld gewesen. Du wirst vielleicht später einmal als Milderungsgrund gelten lassen, wenn ich Dir sage, daß es eine unsagbar beglückende Seligkeit war, was ich, was Ihr Schuld nennt. Ein erster Verdacht fand Bestätigung, als Deine Mutter für immer von einem fast schon erblaßten Glück zum letzten Male Abschied nahm. Die erlangte Gewißheit, die nur an der falschen Meinung krankte, dieser letzte Abschied wäre eine von vielen Heimlichkeiten gewesen, löste den furchtbaren Anfall aus, der zum Ende führte. . Nun weißt Du, was Dir die Ruhe wiedergeben kann, nun weißt Du, was Deine Mutter auf dem Gewissen hat, weißt aber wohl nicht, was diese Stunde Deine Mutter gekostet!“

Frau Hanne Western stand hochaufgerichtet da, die Arme straff an den Körper geschmiegt. Sie war vielleicht nie schöner gewesen als in dieser aus Scham, Opferfreude, und Erinnerungswucht gemengten Erregung; sie hatte niemals noch die Größe ihrer Liebe zu diesem Kind reiner empfunden als in diesem Augenblick schwerster Opfer an Selbstachtung und Stolz, sie hatte aber auch noch nie so heiße Sehnsucht nach ihres Kindes Liebe gefühlt wie in diesen Sekunden, in denen sie mit dem Instinkt des Weibes empfand, daß der junge Mann in ihrer Nähe unaufhaltsam von ihr abglitt. Sie wartete — wartete auf ein Wort des Sohnes. Endlich hörte sie einen tiefen Atemzug.

„Der arme Papa, der arme liebe Papa! — — und — der andere?“

„Er hat schön und in blühender Kraft bald darauf den Tod als Forschungsreisender in Hinterindien gefunden. Die Wissenschaft verehrt ihn als Helden!“

Da ergriff der Sohn die Hand der Frau und küßte sie. Ehe die Mutter noch zu ihm aufgesehn, war er aus dem Zimmer verschwunden.

Frau Hanne Western blickte um sich. Sie wußte, daß sie den Sohn verloren, jetzt verloren haben mußte, wenn sie sein Feingefühl richtig einschätzte. Aber es keimte in ihr die Ueberzeugung auf, daß er wieder zu ihr finden werde in einsichtsvollem

Ca c'est Paris.
Die während der pariser Straßenkravalle eingeworfenen Spiegelscheiben von Moulin Rouge auf dem Montmatre, dem Vergnügungszentrum von Paris. Ca c'est Paris (Das ist Paris) ist der letzte Revueschlager der Mistinguet.

Literatur

Verstehn, wenn das auch nicht morgen, auch noch nicht in einem ferneren morgen sein sollte. Sie lächelte in ihrer Einsamkeit so schön, wie sie noch niemand lächeln gesehn und Tränen liefen zage über ihre Wangen, wie kostbare Perlen lösten sie sich aus den klaren Augen, immer mehr wurden es und sie befreiten von quälender Spannung wie milder Sommerregen.

Matilde Serao. †

Ueber die großen Feierlichkeiten und die allgemeine Anteilnahme der Oeffentlichkeit beim Tode der bedeutenden italienischen Schriftstellerin Matilde Serao wird u. a. aus Neapel berichtet:

Das Begräbnis war eine imposante Kundgebung der Verehrung und Sympathie. In Gegenwart der höchsten städtischen Autoritäten, der ersten Gesellschaft Neapels und zahlreicher Berufsgenossen der Verstorbenen wurde in Santa Maria della Vittoria das Totenamt abgehalten, worauf der Sarg von Journalisten und Verehrern der Dichterin zum Wagen getragen wurde. Die Straßen, durch die sich der Trauerzug bewegte, waren angefüllt mit einer ständig wachsenden Menge. — Mit den vier Söhnen folgten die Spitzen der Stadt und bekannte Persönlichkeiten auf dem Gebiete der Kunst, Literatur und Wissenschaft. Die Beisetzung erfolgte in der Kirche Santa Anna. Wenn gerade Neapel seine „Donna Matilde“ in dieser Weise ehrte, so geschah es mit besonderem Recht, denn Neapel, das Leben seines Volkes und seiner Gesellschaft, seine Landschaft, seine Lebensfreude und sein Elend sind der eigentliche Inhalt ihres Lebenswerkes.

Sie wurde am 7. März 1856 in Patras, Griechenland, als Tochter eines italienischen Advokaten und einer Griechin geboren, doch erfolgte schon in ihrer Kindheit die Uebersiedlung nach Neapel. Die spätere große Schriftstellerin konnte mit 8 Jahren noch nicht lesen und schreiben; als einziges Kind sehr verwöhnt, eigensinnig und stolz auf ihre Unabhängigkeit, war sie davon überzeugt, daß diese Künste doch zu nichts dienen könnten und erst ein langes Krankenlager der Mutter brachte sie dazu, bei dieser das Lesen zu erlernen. Die erste Lektüre des Kindes waren die Werke Shakespeares. Sehr überraschend waren dann die Fortschritte des jungen energischen Mädchens, als es mit 15 Jahren die Normal-Schule mit großem Erfolg besuchte. Eine Reihe von Jahren war sie, durch enge häusliche Verhältnisse gezwungen, als Telegraphenbeamtin tätig; schon in diese Zeit fallen ihre ersten Novellen, die unter einem Pseudonym erschienen. Begabt mit einer sehr gewandten Feder, einer scharfen Beobachtungsgabe und sicherer Erfassung aller Erscheinungen des Lebens, wurde sie schnell Mitarbeiterin bekannter Zeitungen. 1885 verheiratete sie sich mit dem Journaliestn Eduard Scarfoglio, mit dem gemeinsam sie den „Corriere di Napoli“, später den „Mattino“ leitete. Fünf Kinder gingen aus dieser Ehe hervor, aber Matilde Serao verstand es, die Mutterpflichten mit ihrem Beruf zu vereinigen.

Der Journalismus, den sie in einem ihrer Werke als ein „verführerisches aber unsicheres Leben voll tiefer Befriedigung aber auch voll großer Schmerzen“ bezeichnet hat, lenkte sie nicht von ihrem dichterischen Schaffen ab, das für die Erhebung und Anregung bedeutete. Zahlreiche Novellen und Romane sind aus ihrer Feder hervorgegangen, deren größter Erfolg das „Schlaraffenland“ bedeutete, in welchem die Verfasserin von warmen sozialen Absichten geleitet wird und die schädlichen Einflüsse des Lottospiels, eine verhängnisvolle Leidenschaft ihrer Landsleute, bekämpft. Ein Buch der Erinnerung an Palästina ist ihr Werk „Im Lande Jesu“; andere erfolgreiche Arbeiten sind u. a.: „Schwester Johanna“, „Nach der Verzeihung“, „Es lebe das Leben“.

Ihre journalistische Tätigkeit erhielt einen neuen Aufschwung, als sie nach Trennung von ihrem Gatten, ein eigenes Blatt, den „Giorno“, gründete, den sie mit großer Energie und Umsicht leitete.

Von 1914 an datiert eine neue Schaffensperiode, in der sie u. a. das Kriegstagebuch einer Frau: „Es spricht die Frau“, „Das Leben ist so lang“, „Gebete“ und endlich „Mors tua“ veröffentlichte; in letzterem gestaltete sie Kriegs- und Nachkriegsprobleme, vor allem die Not der Frau und Mutter. Matilde Serao wollte den Krieg nicht, tat alles, um ihn zu verhindern, und zog sich durch ihre neutrale Haltung scharfe Angriffe der Presse zu, die für ein Eingreifen Italiens eintrat.

Bis zuletzt war die Schriftstellerin unermüdlich tätig und verbrachte täglich viele Stunden in der Redaktion; ihre künstlerische Arbeit verlegte sie auf die Nachtstunden in ihrem Heim im Angesicht des dunklen Gipfels des Vesuv oder in die Zeit ihrer Erholung in St. Moritz. In der letzten Zeit beschäftigte sie sich mit der Abfassung persönlicher Erinnerungen an die Familie ihrer großen Freundin, Eleonora Duse. Ihr Ableben erfolgte ganz plötzlich, als sie, wie gewöhnlich, von der Arbeit in der Redaktion zurückgekehrt war und sich in Gesellschaft einiger Angehöriger mit Lektüre beschäftigte. So fand ein außerordentlich arbeitsreiches Leben, das seine Erfolge zähem Willen und unermüdlichem Fleiß verdankte, einen harmonischen Abschluß.

Ein Faschistenhaus in Berlin

Im September wird in Berlin das „Haus der Italiener“ eingeweiht werden, in dem die faschistische Schule und die italienische Handelskammer untergebracht werden sollen.

Soziale Fortschritte — Moderne Architektur in Danzig.

Die Allg. Ortskrankenkasse in Danzig hat nach feierliche Einweihung vor kurzem ihr neues Verwaltungsgebäude i Betrieb genommen. Es ist in seiner architektonischen Eigen art und seiner geschmackvollen und zweckmäßigen Raumkuns eine Zierde des Stadtbildes. In einem Nebengebäude befinde sich medizinische Bäder.

Spielzeug — Arbeitszeug.

Es komme kein Spielzeug, schon durch Anschauen vollendet, an; sondern jedes tauge zu einem Arbeitszeuge. Zum Beispiel, wenn ein fertiges Bergwerk vor den Augen des Kindes befahren ist und jede Erzgrube erschöpft: so wird es hingegen durch einen Baukasten — eine Sammlung von losen Häuserchen, Bögen, Bäumchen — im ewigen Umgestalten glücklich und reich.

(„Levana“) Jean Paul.

*

Auch eine teilweise Gefährdung von Lebensentfaltung bedeutet Willkür und ist mit dem natürlichen und sozialen Kindesrecht unvereinbar. Es gilt, bestmögliche unter günstigen Bedingungen zu erzielende Lebensentfaltung als Kindesrecht anzu-

Hugo Schmidt.

Zum Aktenraub der tschechischen Faschisten.

Der tschechische Faschistenführer General Gajda ist wegen des Raubes der Aktenstücke, welche die gegen ihn geführte Untersuchung belegten, unter Polizeiaufsicht gestellt worden.

Denksprüche.

Der Blick in ewige Zusammenhänge,
Fortwirkend unter ehernem Gesetze —
Erschütternd ist er durch die Wucht der Strenge,
Doch trostvoll im Enthüllen geistiger Schätze.

Bist du von Wert, wird dich die Hölle hassen,
Ein heißes Ringen wird in dir gescheh'n.
Inbrünstig mußt du Gottes Hände fassen...
Wenn die Dämonen heulend dich verlassen,
Dann werden Engel bei dir steh'n.

Anna Enders-Dix.

*

„Die Weibermühle“, ein märkischer Familienroman von **Florentine Gebhardt** (Preis geb. 4,50 M.), ist im Veralg von Schall & Rentel, Potsdam, herausgekommen. — ein famoses Buch, in dem frische Natürlichkeit und echte Bodenfarbe daheim sind. Es gibt in diesem guten Werk nichts, dem man seine Anerkennung vorenthalten müßte. Prachtvoll und kernhaft die alte Weibermüllerin in ihrem bäuerlichen Stolz. Psychologisch fein durchgeführt der junge Müller in der krankhaften Empfindlichkeit des „Zurückgesetzten“, in seinem starren Trotz und seiner Liebe zu der kleinen Proletarierin, um die er die Heimat opfert, an der er doch mit allen Fasern seines Wesens hängt. Sympathisch und lebensecht der „studierte Bruder,“ der als Gatte einer verwöhnten Millionärstochter auf der Grenze steht zwischen der Welt der Arbeit und flachen Genießertums kulturkranker Fin-de-siecle-Menschen. Ein wenig bewußt überzeichnet diese, um des Gegensatzes willen. Rührend die kleine, tapfere Lore in ihrer demütigen Hingabe. — Donnergedröhn des Weltkrieges dazwischen, der die Masken von allen Gesichtern reißt und das Allzumenschliche nackt zeigt, aber auch die edlen Linien echten Menschentums ans Licht bringt.

•

Ein Buch von eigenartigem Reiz ist das von Dr. Curt Elwenspoek im Verlag Walter Hädecke, Stuttgart, Hohe Straße 2, herausgegebene: „**„Charlotte von Mexiko“**, — eine biographische Darstellung des Lebens der armen, ehrgeizigen Kaiserin von Mexiko, der Gemahlin Maximilians von Habsburg. (Preis geb. 4.80 M.) — Dieses Buch enthält neben mancherlei erstmalig in deutscher Sprache erscheinenden Dokumenten eine interessante Auffassung vom Seelenleben der belgischen Prinzessin, namentlich die Schilderung ihrer jugendlichen Religiösität berührt eigenartig. Man hätte dem Verfasser Dr. Elwenspoek allerdings bisweilen eine etwas größere Kühle gewünscht; auf der einen Seite sind die zarten Dinge, die er psychologisch vertieft oder zu deuten sucht, mit einer nicht immer nötigen Breite behandelt. — und andererseits ist die Grundeinstellung zur hochfeudalen Aristokratie zum ganzen Milieu nicht immer kritisch genug, um beim Leser nicht den Verdacht aufkommen zu lassen, Elwenspoek sympathisiere hier mit einer heute doch etwas entlegenen Hofatmospäre .Mit anderen Worten: der Verfasser ist nicht stets konsequent, er ist zuzeiten verliebt in das Milieu, zuzeiten verliebt in die Menschen. Beides ist dem Ganzen unzuträglich. So bleibt ein immerhin wertvolles Unterhaltungsbuch übrig, das man gerne zur Kenntnis nimmt und man gerne jede Verbreitung wünschen möchte.

—s.

Musik

Edward Grieg.

Zum 20. Male jährt sich heute der Todestag des großen nordischen Meisters.

Edvard Grieg wurde am 15. Juni 1843 in Bergen (Norwegen) geboren. Seine Ausbildung erhielt der später weltberühmte Tondichter in Leipzig. Erst 24 Jahre alt (im Jahre 1867) gründete er in Christiania einen Musikverein, den er bis seiner Uebersiedlung nach Bergen, wo er seit 1880 bis zu seinem Tode lebte, selbst leitete. Grieg stand erst unter dem Einflusse von Gade und E. Hartmann, mit denen er 1863 in Kopenhagen verkehrte. Er befreite sich aber bald von diesem Einfluß, um den bis zu seinem Lebensende gewahrten Standpunkt engster nationaler Charakteristik einzunehmen.

Die Hauptwerke Griegs sind: „Vor der Klosterpforte“ (Solo, Frauenchor und Orchester); „Landkennung“, (Solo, Männerchor und Orchester), „Der Bergentrückte“, für Bariton mit Streichorchester und Hörnern, Musik zu „Peer Gynt“ von Ibsen (in der Zusammenstellung zu zwei Orchestersuiten bekannt), „Im Herbste“, (Konzertouvertüre), „Aus Holbergs Zeit“ (Suite für Streichorchester), „Elegische Melodien“ für Streichorchester, je ein Klavier- und Violinkonzert, drei Violinsonaten, eine Violonellsonate, eine Klaviersonate, ein Streichquartett, ferner viele Lieder und Klavierwerke.

Danziger Musikbrief.

Es ist nun doch gelungen, die Oper in Danzig für den nächsten Winter zu erhalten, wenn auch mit gewissen Einschränkungen. So wird auf Verpflichtung eines Heldentenors verzichtet; Gastspiele sollen diese Lücke im Ensemble ausfüllen; kleine Abstriche im Chor- und Orchesterpersonal sowie Zusammenlegung einiger Gagen ergeben einen Etat, der für die städtischen Finanzen tragbar erscheint.

Da der entscheidende Beschluß, die Oper zu erhalten, sehr spät gefaßt wurde, verloren wir — schreibt C. Koenenkamp in der „Allgemeinen Musikzeitung“, — eine Anzahl tüchtiger Kräfte an andere Theater; — leider! So den stimmbegabten, gewandten Tenorbuffo Adolf Erlenwein nach Stettin, den seriösen, ausgezeichneten Baß Hans Görlich nach Breslau und die anmutige, stimmlich wie darstellerisch sehr begabte Soubrette Gertrud Stocks nach Aachen. Wertvoll ist, daß wir vom Solopersonal den lyrischen Tenor Fredy Busch, den lyrischen Bariton Richard Bitterlauf und den Baßbuffo Ludwig Heiligers behielten.

Im Spielplan der zweiten Winterhälfte brachte Operndirektor Cornelius Kun, dessen starke künstlerische Persönlichkeit durch die Erhaltung der Oper für Danzig nun nicht verloren geht (wodurch auch ein Weiterbestehen der hochwertigen Städtischen Sinfoniekonzerte verbürgt ist), zunächst Mozarts Entführung heraus; es folgte unter dem feinsinnigen Kapellmeister Bruno Vondenhoff die Zauberflöte sowie Julius Cäsar von Händel, der hier zum ersten Mal in geschickter Inszenierung durch Dr. Walter Volbach aufgeführt wurde, aber sich nicht zugkräftig und recht lebensfähig erwies; es folgten Aufführungen von d'Alberts Golem, von Puccinis Manon Lescaut, von Wagners Tannhäuser und Walküre, Lortzings Wildschütz und zum Schluß von Richard Strauß' Salome. Die Beethovenfeier brachte eine durch den Intendanten Rudolf Schaper neuinszenierte und von Cornelius Kun neueinstudierte Fidelio-Aufführung.

Auch im Konzertsaal war ein großer Teil der Aufführungen dem Gedenken Beethovens gewidmet; ein Städtisches Sinfoniekonzert unter Cornelius Kun hatte als Programm die selten gehörte Ouvertüre „Weihe des Hauses“, das Klavierkonzert Es-dur, von Stephan Askenase großzügig gespielt, und die „Vierte“; Henry Prins dirigierte im Konzert der „Philharmonischen Gesellschaft“ die Egmont-Ouvertüre, die „Eroica“ und das Violinkonzert, von Henry Marteau stilvoll wiedergegeben; Prof. Richard Hagel führte mit dem Danziger Lehrergesangverein die „Neunte“ auf; der „Freistadtsängerbund“ gab unter Paul Stanges Leitung einen populären Beethoven-Abend unter Mitwirkung des heimischen Pianisten Walter Hanft, bei dem die große Messehalle von einigen tausend Hörern gefüllt war. Beethovens Kammermusik vermittelte in höchster Vollendung das Klingler-Quartett und auch das Danziger Streichquartett (Henry Prins, Lotte Prins, L. Hacker, Carl Grosch) widmete einen Abend dem Andenken des Meisters.

Edwin Fischer gab reife Kunst an einem Klavierabend mit Beethovenwerken.

Im fünften Städtischen Sinfoniekonzert unter Cornelius Kun hörten wir die 6. Sinfonie von Haydn und eine Mozart-Sinfonie in g-moll; im letzten dann allerneueste Orchestermusik unter Mitwirkung von Helmut Baerwald (Klavier); es waren Werke von Respighi, de Falla, Ravel, Milhaud und Debussy. Gleichfalls moderne Musik brachte ein Philharmonisches Konzert unter Henry Prins mit einem Kammerorchester unter Mitwirkung von Emanuel Feuermann (Cello), Programm: Hindemith, Honegger und Toch. Als Gegensatz dazu dirigierte Prins im Orchestervereinskonzert, für das Carlotta Stubenrauch gewonnen war, Werke von Pergolesi und Händel; die Geigerin spielte eine A-dur-Sonate von Bach und ein Doppelkonzert für zwei Violinen von Mozart (2. Violine Lotte Prins).

Lebhaftes Interesse erweckte die erstmalige Aufführung von Händels Oratorium „Salomo“ durch den Lehrergesangverein unter Prof. Richard Hagel (Solisten: Minna Ebel-Wilde und Kammersänger Kase). Der Domchor zu St. Marien (Leiter: Reinhold Koenenkamp) gab am Karfreitage ein a capella-Chorkonzert, in dessen erstem Teil Werke von Dufay, Josquin de Près, Ingegneri, Arcadelt, Lasso und Heinrich Schütz zu Gehör kamen, während der zweite Teil Chöre von Schubert aus der „Deutschen Messe“, von Reger, sowie als Uraufführung eine „Lichthymne“ von Reinhold Koenenkamp auf einen selbstverfaßten Text brachte.

Edward Grieg.
Zum 20. Todestage des Komponisten, gestorben am 4. September 1907.

Der Komponist Edward Grieg, der sich einen großen Teil seiner musikalischen Ausbildung in Deutschland geholt hatte, ist mit der deutschen Musikgeschichte eng verknüpft. Viele seiner Werke, so die Musik zu „Peer Gynt“, gehören auch heute noch zu den festen und unvergänglichen Bestandteilen unserer Konzertprogramme.

Die mitwirkende Organistin Maria Pferdmenges-Zoppot spielte Bach und eine eigene viersätzige Orgelsonate in g-moll. Der Danziger Männergesangverein (Leiter: Paul Stange) sang im zweiten Konzert Chöre von Beethoven, Mozart, Weber, Schumann.

Max Wolfsthal, unser geschätzter heimischer Geiger, ein älterer Bruder des Berliners Josef Wolfsthal, spielte mit der Pianistin Ellen Epstein die Schumann-Sonate a-moll op. 105, sowie Brahms' „Regenliedsonate“; dazwischen brachte die Pianistin, die ein starkes musikalisches Empfinden besitzt, Schumanns „Faschingsschwank“. Wertvolle Abende waren die, an denen Carlotta Stubenrauch mit Felicitas Reich sowie Hans Pfitzner mit der prachtvollen Alma Moodie, die stürmisch gefeiert wurde, konzertierten. Das Berliner Trio: Georg Schumann, Heß, Wille spielte ein Trio op. 62 von Georg Schumann und ein Trio von Beethoven (Es-dur), dazwischen sang Gertrud Woldmann Lieder für Sopran. — Besonders erwähnt sei zum Schluß noch ein Kompositionsabend des Danzigers Erich Goebel; das Programm begann mit einer Sonate für Violine und Klavier op. 13, dann folgte eine Klaviersuite von 6 Stücken op. 14 und zum Schluß eine Serenade für Flöte, Klarinette, Violine, Bratsche, Cello und Horn op. 12. Goebels Musik meidet die Wege der atonalen Linearneutöner völlig; er ist Romantiker; aber nichts Dekadentes oder Blasses findet sich in seinen Werken; man darf auf die weitere Entwicklung des Tondichters gespannt sein.

Die Uraufführung der Jazz-Operette „Die goldene Maske“. Im September gelangt im Apollo-Theater in Wien die amer. Jazz-Operette „Die goldene Maske“, Buch von Dr. Ludwig Herzer, Musik von dem amerikanischen Komponisten George Edwards zur Uraufführung. Für die Hauptrolle wurde Emmy Sturm, die in der Leo Fallschen Operette „Der süße Kavalier“ in Wien seinerzeit so großen Erfolg hatte, verpflichtet. Weitere Hauptpartien spielen Fräulein Gretl Martin (vom Gärtnerplatz-Theater in München), Kurt Bois, Paul Guttmann, Fritz Imhoff, Robert Nästlberger. In die Regie teilen sich Paul Guttmann und Robert Nästlberger. Für die Tänze wurde der amerikan'sche Neger Ballettmeister Sonny-Jones engagiert. Musikalische Leitung Kapellmeister Franz Schönbaumsfeld. Die Kostüme nach den Entwürfen Ladislaus Czettels.

„Hans Heiling“. Hans Pfitzners Bearbeitung von Marschners „Hans Heiling“ wurde von den Stadttheatern in Elberfeld-Barmen abgenommen. Dieselbe Opernleitung hat auch das Musikdrama „Der arme Heinrich“ erworben.

Deutscher Musikerfolg in Buenos Aires. Professor Klemens Krauß, der Intendant der Oper in Frankfurt am Main, erzielte bei seinem ersten Gastkonzert in Buenos Aires mit der grandiosen Wiedergabe der Neunten Symphonie von Beethoven einen sensationellen Erfolg. Soli und Schlußchor wurden zum erstenmal in deutscher Sprache gesungen. Dieser offiziellen Beethoven-Feier wohnte unter anderen der Präsident der Republik Argentinien bei. Auch die Presse bestätigt den glänzenden Erfolg des Krauß-Konzertes, das seit dem Gastdirigieren Toscaninis eine Rekordkasseneinnahme erzielt hat.

Allgemeines Handbuch der Filmmusik. Der Verlag der Schlesinger'schen Buch- und Musikalienhandlung gibt ein „Allgemeines Handbuch der Filmmusik“ heraus. Von Theoretikern und Dilettanten wird viel über Filmmusik und Filmillustration geredet. Fachleute finden in diesem Werk zumindest Anregung. Der zweite Band ist Noten-Beispielen reserviert. Im ganzen werden 3050 Themen übersichtlich gesammelt. Die äußere Ausstattung des Handbuches ist klar und sorgfältig und dem heutigen Zeitstil entsprechend.

Ein moderner Bau in maurischen Stil in Paris.
Das Forschungsinstitut für Kunstgeschichte und Archäologie in Paris geht seiner Vollendung entgegen. Das Bauwerk ist in maurischen Stil aufgeführt und erreicht eine Höhe von fast 10 Stockwerken.

Die Eröffnung der Leipziger Herbstmesse.

Die Eröffnung der Messe fand am Sonntag, den 28. August statt. Besonders fielen diesmal auf den Plätzen Leipzigs die großen Pavillons führender industrieller Firmen auf, die hier dem Messebesucher praktisch ihre Erzeugnisse vorführen. Durch die Straßen bewegte sich bereits am frühen Vormittag der bekannte Reklamezug.

Der große Pavillon der AEG.

Das Grab des unbekannten Soldaten entsühnt.

Das Grab des unbekannten Soldaten, das während der Pariser Straßenkravalle besudelt worden war, wurde vom französischen Kabinett aufgesucht und durch einen von Poincaré selbst niedergelegten Kranz wieder geehrt.

Von der Zahnradbahn-Katastrophe am Mont-Blanc.

Die abgestürzte Lokomotive über dem völlig zertrümmerten Wagen.

Früher Statistin — jetzt Millionärin.

(Die geschiedene Frau Chaplins mit ihren Kindern.)

Champlins Ehe, deren Ende nach zweijähriger Dauer in der ganzen Welt Aufsehen erregte, ist jetzt geschieden worden. Seine Frau erhält 850 000 Dollar Abfindung und außerdem 100 000 Dollar für jedes Kind. Lita Grey, die früher nur eine kleine Statistin war, ehe sie das Glück hatte, Champlin aufzufallen, ist damit eine reiche Frau geworden.

Die neueste Luftreklame.

Die fliegende Taube, diese originelle Reklame für eine Zahnpaste, wird am 11. September beim Großflugtag in Berlin vorgeführt werden. Sie ist ein Springballon, der gerade einen Mann tragen kann.

Das Feuerzeug
ein Maßstab der Kultur.

Ein typisches Bild, das wir wohl alle schon erlebt haben: Auf der Straße sucht ein Raucher, der sich eine neue Zigarre oder Zigarette anstecken will, in seiner Tasche nach Streichhölzern. Schließlich wendet er sich an irgendeinen Passanten und bittet, den Hut höflich lüftend, um Feuer. Der Angeredete greift in die Tasche und zückt ein Feuerzeug. Den Glimmstengel im Mund, wartet der Raucher auf das, was nun kommen soll. Das Feuerzeug macht päng . . . und — funktioniert nicht. So oft der Versuch auch wiederholt wird, stets das gleiche Resultat.

„Es ist wohl ein Jubiläumsfeuerzeug, das nur beim 25. Male funktioniert.“ Mit diesen heiteren Worten reicht ein dritter Herr, der den ganzen Vorgang beobachtet hat, ein brennendes Streichholz, zündet lächelnd daran das Feuerzeug an und so gelangt dieses — allerdings auf einem recht komplizierten Umweg — zu seiner Verwendung. Der kleine Zwischenfall aber hat einen Gesprächsstoff geschaffen, der allerdings in der Regel von seinem Ausgangspunkt sehr schnell abschweifen wird, und keiner der drei Beteiligten denkt wohl im Augenblick daran, welch unendliche Mühe es unseren Ahnen gemacht hat, zu solch einer kleinen Flamme zu gelangen.

Feuerzeug des 16. Jahrhunderts.

Aus dem griechischen **Altertum** wird uns die Sage übermittelt, wie der **Gott Prometheus** gegen das strenge Verbot des **Obergottes Zeus der** Menschheit das Feuer brachte und wie **es in den Tempeln** als heilig verehrt wurde. In der **Praxis** freilich dürfte es den alten Griechen durchaus nicht so leicht geworden sein, die Opferflamme zu entzünden. Unverhältnismäßig bequem hatten es nur die Römer. Da in vielen ihrer Landstriche der vulkanische Boden viel Schwefel enthält, kamen sie auf den naheliegenden Gedanken, gesponnene Fäden in flüssigen Schwefel zu tauchen und dann erkalten zu lassen. Sie schlugen dann zwei harte Steine gegeneinander, so daß es Funken gab, und bei einer gewissen Geschicklichkeit war auf diese Weise ein Schwefelfaden bald in Brand gesetzt.

Bei den anderen Völkern aber war die Feuerbeschaffung jahrtausendelang sehr mühselig und mit schwerer Arbeit verknüpft. Kannte man doch die längste Zeit bloß die einzige Art, zwei Hölzer, nämlich ein hartes (meistens Eiche) und ein weiches (gewöhnlich Lindenholz) so lange gegeneinanderzureiben oder zwischen den Händen zu quirlen, bis das weiche Holz zu glimmen anfing. Bei den Völkern, die heute noch nicht die Segnungen der Kultur genießen, wird noch jetzt dieses Verfahren angewendet. (Siehe Abbildung oben links.)

Im historischen Tabakskollegium Friedrich Wilhelms I. setzten Öllämpchen und Fidibus die Pfeifen in Brand.

Ein kräftiger Hosenboden ist als Reibfläche für Schwefelhölzer nicht zu verachten.

Erst im 14. Jahrhundert tauchte in unserer Gegend ein weit vollkommeneres Feuerbereitungsinstrument, nämlich das Pink-Feuerzeug, auf. Dieses bestand aus einem Stück Stahl, mit dem man gegen einen Stein schlug und durch die Funken Zunder oder Werg zum Brennen brachte.

Nach der Einführung des Tabaks suchten die Erfinder gleich nach Möglichkeiten, um ihn durch ein handlicheres Feuerzeug zur Entzündung zu bringen. An figürlich ausgeschmückten Griffen aus Bronze und Eisen wurde ein gerauhter Stahl angebracht. Mit diesem rieb man einen Feuerstein und setzte so den Zunder in Brand. Reiber, Feuerstein und Zunder trug man in einem gestickten Beutelchen oder aber in der sehr oft reichgeschnitzten „Zunderlade“ bei sich.

Um ihren Gästen das Leben leicht zu machen, führten bald danach die Herbergsväter Öllämpchen und Wachsstocklichter ein. Mit dem kleinen Krug, in dem sich die dreimal sorgfältig gefalteten Fidibusse befanden, bildeten sie ein behagliches Stilleben, das die Gemütlichkeit jener Zeit so recht zum Ausdruck brachte. Öllampe, Wachsstock und Fidibus waren auch die Instrumente, deren sich die Herren des berühmten Tabakskollegiums Friedrich Wilhelms I. bedienten, um ihre Pfeifen anzustecken. — Wer alte Studentenbücher liest, wird sich oft fragen, woher bei den Studenten die Redensart kommt „die Pfeife anschießen“. War der Student auf seiner Bude, so legte er sich ins Fenster und ließ die lange Pfeife zum Fenster heraushängen. Sein Leibfuchs mußte genau unter ihm

Die Vorläufer unserer Streichhölzer stammen aus dem Beginn des vorigen Jahrhunderts. Um sie in Brand zu setzen, mußte man sie mit Schwefelsäure benetzen.

wohnen, denn ihm lag es ob, die Pfeife in Brand zu schießen. Hierzu bediente er sich einer Pistole, die jedoch einen harmloseren Charakter hatte als unsere heutigen Mordinstrumente. Schnappte der Hahn zu, so schlug der daran befestigte Feuerstein gegen eine kleine Stahlplatte. Der in einer kleinen Vertiefung angebrachte Zunder, der durch die Funken in Brand gesetzt worden war, wurde herausgenommen, auf den Tabak gelegt und bald entschwebten lustige Rauchkringel dem mit einem Wappengeschmückten Pfeifenkopf. Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts findet man die Vorläufer unserer heutigen Streichhölzer. Im Jahre 1815 entdeckte der französische Chemiker Graf Claude Berthelot, daß chlorsaures Kali in Verbindung mit einer leicht brennbaren Substanz sofort in Flammen aufgeht, wenn es mit Schwefelsäure benetzt wird. Er fertigte nun eine Masse aus chlorsaurem Kali, Schwefel und Leim an und tauchte in diese kleine geschnitzte Holzspäne mit der Spitze ein. Die am Holz hängengebliebene Masse erhärtete und die ersten Streichhölzer waren geboren.

Man trug sie in einem schönen Ledertäschchen bei sich, nur war ihre Benutzung reichlich umständlich, mußte man doch auch stets ein Fläschchen mit Schwefelsäure mit sich

Der Student der Biedermeierzeit ließ sich von seinem Leibfuchs, der zu diesem Zweck unter ihm wohnen mußte, die Pfeife mit einer Zunderpistole in Brand schießen.

führen, ein nicht gerade harmloser Weggenosse. Wenn auch nur ein Tropfen der Säure vergossen wurde, so gab es sehr häßliche Löcher in Tasche und Anzug. Dieser Übelstand wurde erst behoben, als der Wiener Chemiker Romer die ersten Phosphorhölzer herstellte, die sich an jeder Reibfläche entzündeten. Da der Phosphor aber sehr giftig ist, wurde seine Verwendung bald durch Gesetz verboten. Erst mit den berühmten „Schweden“, die „garantiert ohne Schwefel und ohne Phosphor“ hergestellt sind, wurden jene Hölzer geschaffen, die noch heute bei uns im Gebrauch sind.

1870 wurde das erste mechanische Feuerzeug erfunden.

Nicht nur die Streichhölzer, sondern auch unsere modernen Feuerzeuge haben Vorgänger aus dem vorigen Jahrhundert. Bereits 1870 wurde ein mechanisches Feuerzeug erfunden. Aus einem Glasbehälter, in dem mittels verdünnter Schwefelsäure und Zink Wasserstoff erzeugt wurde, drang aus einer kleinen Öffnung das Wasserstoffgas, das durch einen Funken entzündet wurde.

Die jetzt in Gebrauch befindlichen Feuerzeuge kennt jeder und so brauchen sie im Rahmen dieser Schilderung nicht näher beschrieben zu werden. Heute, in unserer schnellebigen Zeit, könnte man es sich kaum noch vorstellen, daß man zum Anzünden einer Zigarette, deren wir als Nervenberuhigung bedürfen, mehr Zeit brauchen sollte, als um die Zigarette selbst zu rauchen.

Mithin ist das Feuerzeug Trumpf. Dennoch wird wohl jeder vorsichtige Raucher gut tun, eine Schachtel Streichhölzer bei sich zu führen, denn . . . man kann nie wissen.

S. H.

Zur Bedienung der neuesten Feuerzeuge ist nur mehr eine Hand nötig. Sie sind, dank ihrer verbesserten Konstruktion, fast so zuverlässig wie — Streichhölzer.

Das Ende der Zigeunerromantik.

Ein Beitrag zur Geschichte des „fahrenden Volkes“.

Anfang Mai wurde der lange gesuchte Zigeuner Rosenberg endlich ergriffen. Offenbar ein Psychopath, hat er einen Mord nach dem andern begangen, nicht etwa, um zu rauben, nein, aus Rache, im Jähzorn, in eifersüchtiger Wut. Aber es wäre verkehrt, die Zigeuner, wie sie heute in Mitteleuropa leben, nach diesem Mordgesellen zu beurteilen. Unsere gutorganisierte Gendarmerie beobachtet diese wandernden Kinder des fernen Ostens viel zu genau und schreibt ihnen vor, wohin sie ihren Planwagen voll quäkender Kinder und brauner Weiber lenken sollen . . .

Es hat eine Zeit gegeben, in der die Zigeuner auch in Europa ein freies Vagabunden- und Räuberleben führten. Der „Pitaval“, die Chronik der Verbrechen früherer Jahrhunderte, erzählt, daß im „Streitwald“, der noch im Anfange des vorigen Jahrhunderts stundenweit die Höhen des Sächsischen Erzgebirges bedeckte, um 1700 große Banden von Zigeunern hausten, die von Wilddiebstahl, offenem Raub und von Erpressung lebten. In den sogenannten „Eitze-Bayes“ (verrufene Häuser), wo sich zu jener Zeit das landfahrende Gesindel und das Verbrechertum Stelldichein gab, waren die Zigeuner obenan. Sie brandschatzten die Reisenden und rückten in geschlossener Kolonne vor die Dörfer, wo sie Geld und Lebensmittel forderten und, gab man ihnen nichts, den Bauern den roten Hahn aufs Dach setzten. Die Jägerei und die Miliz, die man aufbot, um die Zigeuner zu fangen, richtete gegen diese Naturmenschen, die sich in den unwegsamen Höhlen und Schluchten des „Streitwaldes“ nur zu gut verbargen, wenig aus.

Schon damals scheint die Lebensform der Zigeuner der heutigen ganz ähnlich gewesen zu sein. Sie tauchten überall mit ihren Wagen, manchmal in Stärke von ein paar Familien, manchmal in größeren Gruppen zusammengeschlossen, auf, bettelten und verübten, wo es irgend anging, ihre Diebereien. In Europa sind sie zum erstenmal wohl im Anfang des 14. Jahrhunderts aufgetreten. In Deutschland, Böhmen und Österreich erschienen sie 1417 in größeren Verbänden. Unter der Führung ihrer „Herzöge“ und „Grafen“, versehen mit Schutzbriefen des Kaisers Sigismund, nahm man sie zuerst freundlich auf, aber ihr unsteter, hinterhältiger Charakter machte sie bald überall verhaßt. Sie wurden verfolgt und in verschiedenen Ländern förmlich ausgerottet. Nichtsdestoweniger machte ihre unendliche Zähigkeit und Fruchtbarkeit, daß sie wie Pflanzen immer wieder aus dem Boden wuchsen; und gerade der „Streitwald“, ebenso auch der „Böhmerwald“ boten einer solchen Urrasse die besten Zufluchten.

Als Friedrich der Große 1756, dem Anfangsjahr des Siebenjährigen Krieges, Sachsen angriff, war die sächsisch-böhmische Grenze lange Zeit das Operationsfeld der verschiedenen Heeresgruppen. In diesem Kriege nun spielten die „Tatern“, eigentlich „Tartaren“, wie man die Zigeuner damals in Deutschland nannte, eine nicht unbeträchtliche Rolle. Schon während des Dreißigjährigen Krieges hatten diese braunen Männer und Weiber, die alle Schlupfwinkel des Landes kannten, den fremden Kriegsvölkern die Wege gewiesen und den tausendfach geplagten Bewohnern zur Plünderung und oft zu martervollem Tode verholfen. Jetzt im Siebenjährigen Kriege trieben sie wieder eine äußerst geschickte Spionage, und zwar gegen Friedrich. Zwischen den „Steinbergen“ und dem Dorfe „Dittersbach“ hatten sie ihr Hauptquartier. Das Ende dieser seltsamen Kampagne war für die Zigeuner, die man später beschuldigte, doppeltes Spiel getrieben zu haben, daß man sie durch wallonische Reiter, einer wegen ihrer Zügellosigkeit und Grausamkeit berüchtigten Truppe, jagen und zusammenhauen ließ.

Der „Streitwald“ ist verschwunden, nur die Geschichte kennt noch seinen Namen, aber die Zigeuner scheinen trotz aller Verfolgungen und Bedrückungen unsterblich. Nach ihren Überlieferungen stammen sie aus Egypten und ihre wahre Heimat ist zweifellos Indien. Die Sprache ist offenbar auf den „Zendavesta“ zurückzuführen, und es ist wohl anzunehmen, daß sie aus Indien über Persien, Syrien und Kleinasien, der afrikanischen Küste folgend, zuerst nach Spanien und so nach Europa gekommen sind. Die spanischen Zigeuner sind zweifellos am rasseechtesten. Die Frauen dieser Stämme sind schöner als die übrigen, die Männer sind ausgezeichnete Reiter, der ganze Typ ist edler. Aber ihr indischer Ursprung wird, abgesehen von der den Hindus sehr ähnlichen Körperform und Farbe, am deutlichsten in der Sprache und Religion. Die Zigeuner selbst nennen sich „Rom“, was „Stamm“ bedeutet und mit dem indischen Namen einer niederen Kaste übereinstimmt. Die Urreligion, die bei den heutigen europäischen Zigeunern mehr und mehr in Vergessenheit geraten ist, hat aber die größte Ähnlichkeit mit der indischen. So ist beispielsweise eine der indischen Hauptgottheiten „Bhawani, die Dunkeläugige“, eine Vorstellung der Nacht, der Finsternis, des Todes und des Nichts. Genau dieselbe Figur haben die Zigeuner in ihrer „Bhowané“, die auch die „Schwarze“ genannt wird. Ihre Schwüre waren stets „bei der Nacht“ und „bei dem Tode“ und diese immer mystische Vorstellung und Theodizee mündete wiederum aus in das Urnichts, das ewig unendliche Nirwana brahmanischer Weisheit.

Die Zigeuner Asiens mögen heute noch solche Vorstellungen haben. In Mitteleuropa sind diese ewig Ruhelosen sehr zivilisiert geworden. Arbeit in unserem Sinne kennen sie auch heute nicht. Der Bettel erscheint ihnen selbstverständlich, ebenso wie das Wandern. Wenn sie auch ihre festen Heimstätten, ja sogar oft Haus und Landbesitz haben, so bleiben doch nur die Greise und Kranken dort. Die anderen ziehen, in einzelnen Familien oder zu Gruppen vereinigt, durch die Lande. Sie schlafen noch immer in ihren Wohnwagen, sie lieben noch immer die bunte Kleidung, besonders rot und grün, und tragen blitzenden Goldschmuck. Die Frauen sagen wahr, die Mädchen tanzen und die Kinder betteln. Die Männer handeln mit Pferden und Musikinstrumenten. Vielfach sind sie ausübende und naturbegabte Musiker und vereinigen sich dann zur regelrechten Truppe, die besonders in Ungarn, Böhmen und den Balkanländern auf keiner Hochzeit oder Kindtaufe fehlt.

Die vom Balkan, besonders die türkischen Zigeuner, sind die am wenigsten zivilisierten. Sie kommen mit ihren Bären, Kamelen und Affen und durchwandern ganz Europa. Ungewiß, wie ihr ganzes Leben und Treiben, bleibt auch ihre Menge. Einzelne Kenner schätzen die Gesamtzahl der Zigeuner auf zwei Millionen, nach anderer Version soll die Zahl aller Zigeuner auf der Erde an fünf Millionen heranreichen. Die nie ruhende Fluktuation der Stämme macht diese schwankende Schätzung erklärlich.

Gefährlich oder auch nur räuberisch, sind die Zigeuner im allgemeinen, bei uns wenigstens, nicht mehr. Hin und wieder gibt es einmal eine regelrechte Schlacht unter ihnen. Denn ganz läßt sich die Flamme des südlichen Blutes, besonders, wenn die Liebe ihr Machtwort spricht, nicht bannen. Aber im ganzen sind sie heute nichts anderes mehr als ein romantischer Nachhall der Vergangenheit.

H. H.

Unser Roman

Thomas Hüglins Sonnenflug.

Roman von Karl Gauchel.

Und wenn das Mädchen Hans nun nicht liebte? War dann schließlich solch ein süßes, lustiges Geschöpf nur einfach ein totes Objekt, gut genug, um bei einem derartigen Handel das Mittel zum Zweck abzugeben?

Thomas Hüglin sprang erregt auf; seine Zähne knirschten aufeinander, mit langen Schritten hastete er auf und nieder. Herrgott noch mal, wie unsauber war doch solch ein Geschäft. Und die korrekten Herrschaften empfanden das nicht! Hier die adelsstolze Großmutter, die ihre einzige Enkelin einem kühnen Traume opfern will. Dort der Großneffe, der, um Adel und Rang zu erhalten, gern das kleine Kusinchen zu seiner Frau haben möchte.

Aber — Hüglin blieb zögernd unter einem neuen Gedanken stehen — wer sagte denn, daß Hans Käthe nicht liebte? Ihm, dem dritten, mußten die äußerlichen Verhältnisse genügen; unter Ehrenmännern kramt man innere, seelische Empfindungen nicht unnötig hervor. Ja, ja, so mußte es sein! Und wenn es so war — der Ingenieur seufzte unwillkürlich auf — dann war es mit seinen Hoffnungen unwiderruflich vorbei . . . Dann zwang ihn ein anderes in die Reserve, in den Hintergrund: die Dankbarkeit. Dem Mann, der ihm geholfen hatte in einem Moment der tiefsten Erniedrigung und Hilflosigkeit, der ihm über Erwarten als Helfer und Gönner zur Seite gestanden hatte, dem Manne konnte er nicht entgegentreten im Kampfe um die Liebe des geliebten Mädchens, da konnte er sich nicht in die Rolle eines Nebenbuhlers herabwürdigen. Ehrlos wäre es gewesen. Niederträchtig und gemein.

Ein Dehnen und Recken ging durch seine hohe Gestalt. Das Gesicht sah mit einem Male scharf, hart, wie aus Erz gegossen aus. Zum Teufel auch, Thomas Hüglin weiß Freundschaft zu halten. Thomas Hüglin ist noch kein Schuft. Und die tobenden Gedanken machtvoll abschüttelnd, warf er alles hinter sich, was in verworrenen sophistischen Bedenken noch in ihm aufflackerte.

Nun heißt's fertig werden — auch damit.

Minuten darauf saß er wieder am Schreibtisch. Und er hatte aus dem untersten Fach sein Geheimnis, sein Ureigenstes hervorgeholt, seinen stolzesten, seinen königlichen Traum: die Pläne zu einer neuen Flugmaschine.

Und die Gedanken waren gebannt, die gingen folgsam den rätselhaften Kolonnen arithmetischer Zahlentabellen nach. In der Berechnung aller Widerstände, darin lag die Lösung dieses Problems. Da war alles andere vergessen.

4. Kapitel.

Sonntagabend 6 Uhr. Die beiden Herren hatten gerade bequem in dem luxuriösen Daimler Platz genommen, der Chauffeur kurbelte an, dann, in langsamer Fahrt setzte sich der Wagen in Bewegung, und schon gleich darauf glitt er lautlos, aber mit voller Geschwindigkeit durch die sonnigen, leeren Straßen Westhausens. Nach wenigen Minuten schon sausten sie auf der offenen Landstraße dem Rhein zu. Ein frischer Luftzug brauste um sie her. Die Bäume an der Landstraße kamen, gingen, immer anders das Bild, immer in tollerem Wechsel. An hübschen Landhäusern flogen sie vorbei, spitze Kirchtürmchen tauchten in der Ferne auf, um gleich darauf wieder zu verschwinden. Dann kam Beuel und dann, mit langsamer Fahrt, fauchte der Tourenwagen die breite Serpentine hinauf, die von der Rheinseite den Zugang von Haus Rheinluft vermittelte.

Während der ganzen Fahrt hatten die beiden Herren kaum ein Wort miteinander gesprochen. Ernst und in sich gekehrt hatte einer neben dem anderen gesessen und hinausgeblickt in die im tollen Wechsel sich ändernde Landschaft.

Auch jetzt, als sie nebeneinander über die breiten Kieswege des Gartens dahinschritten, blieben sie stumm. Thomas Hüglin ganz versunken in den Anblick, der sich ihnen bot, Hans Westermann, sich an der Verwunderung des Freundes weidend.

Es war in der Tat ein schönes Bild, das sich hier den Blicken auftat, und Thomas, der damals nur von der Seite her sich dem Hause genähert hatte, war von dem, was er jetzt sah, mehr als überrascht. Hier nach der Hauptfront hin öffnete sich das Parterre des hochherrschaftlichen Gebäudes zur breiten überdeckten Terrasse, mit einer breiten, zum Garten führenden Freitreppe, während im oberen Stockwerk zu beiden Seiten des etwas vorgeschobenen Mittelbaues blumenumrankte Loggien winkten. Überhaupt, Blumen boten sich in überquellender Fülle. Das ganze Haus, dessen festliches Weiß so freundlich zwischen dem grünen Gerank hindurchschimmerte, schien damit geschmückt, und die breiten, kurzgehaltenen Rasenflächen mit ihren bunten Teppichbeeten vervollständigten noch das freundliche Bild.

Von der Terrasse aus hatte man schon die beiden jungen Männer kommen sehen, und Käthe, begleitet von einem hochbeinigen, rasseechten Windspiel, eilte die Freitreppe hinunter, den Freunden entgegen.

„Fein, daß du Wort gehalten hast, Hans! Famos! Siehst du! Einfach entführen muß man deinen Herrn Chefingenieur, von selbst kommt er ja doch nicht!“ Lachend streckte sie erst dem einen, dann dem anderen ihre kleine Hand hin. Und als Thomas sich in tiefer Verbeugung darüber neigen wollte, zog sie sie mit drolliger Bestürzung zurück! „Puh! Nur keinen Handkuß, mein Gnädigster, sparen Sie sich den für Großmama!“ Und ehe noch einer der beiden zu Worte kommen konnte, wirbelte das lustige Persönchen schon wieder davon, die Treppe hinauf.

Oben war eine kleine Gesellschaft versammelt. Der Hausherr, ein schon recht grauer, korpulenter Herr, Ende der Fünfziger, mit stark gerötetem Gesicht, erhob sich und ging den beiden Herren entgegen. Gönnerhaft drückte er Thomas Hüglin, den Hans mit der ihm eigenen diplomatischen Korrektheit vorstellte, die Hand. „Hm tjä! Sehr erfreut Herr — Herr Hüglin! Ich heiße Sie in Haus Rheinluft willkommen! — Na, es wird Ihnen sicher hier gefallen!“ Thomas verbeugte sich höflich. Ein Gefühl des Unbehagens überkam ihn. Er wußte nicht, warum, aber dieser Mann mit dem ausgesprochenen Trinkergesicht wollte ihm nicht recht gefallen. Wie kam er nur zu dieser Tochter?

Inzwischen hatte der herbeigeeilte Diener den Neuangekommenen aus ihren Automänteln geholfen, und so trat man dann gemeinsam an den Tisch der Gäste heran. Der alte Moseler vermittelte die Vorstellung: Herr Chefingenieur Hüglin — Herr Pastor Rothweiler — Herr Pastor Laband — Herr Oberförster Neuhaus — Herr Bankdirektor Sauertann! Stühlerücken, höfliche Verbeugungen, unverständliches Murmeln, hier und da ein aus der Militärzeit übernommenes Zusammenschlagen der Absätze. Dann nahm die Gesellschaft wieder Platz und allmählich rieselte das Gesprächsbächlein wieder im alten Beete. Man sprach von Politik bei den älteren Herren, und ausgerechnet so viel Köpfe, so viel Meinungen waren vorhanden.

Käthe Moseler hatte sich zwischen die beiden Freunde gesetzt und füllte ihnen die blinkenden Römer. Schelmisch hob sie ihr Glas gegen Thomas. „Auf gute Kameradschaft, Sie meuchlings im Stich gelassener Ritter von Überberg!“ Thomas lachte. „Auf gute Kameradschaft, Fräulein Waldengel!“ sagte er leise, sein Glas ihr zuneigend.

Da fiel sein Blick auf den Freund. Kühl, verschlossen, gelassen saß er da, aber ein leiser Zug um den Mund verriet Hüglin, daß ihm der ungezwungene Ton nicht recht paßte. Um den ungewollten Eindruck zu verwischen, fragte er das Mädchen in höflichem Tone: „Ich sehe Ihre Frau Großmutter nicht! Die gnädige Frau befinden sich doch wohl?“ Käthes Augen leuchteten. „Wie lieb von Ihnen, nach ihr zu fragen! Doch, Großmama ist ganz wohl, nur liebt sie nicht diese Gesellschaften. Wenn es Ihnen recht ist, führe ich Sie nachher einmal zu ihr.“ Leise, als sei das ein Geheimnis, flüsterte sie ihm das zu.

Westermann, der bislang mit dem Bankdirektor eine geschäftliche Angelegenheit besprochen hatte, wandte sich jetzt mit einer gleichgültigen Frage an Käthe; die Unterhaltung wurde allgemein. Da bis auf den Hausherrn und den Oberförster, Thomas Hüglin mit den Herren der Tafelrunde schon länger bekannt war, so ergab sich ein lebhafter Anschluß an die Unterhaltung ganz von selbst. Kommerzienrat Laband besonders zog ihn immer wieder in den Kreis der Unterhaltung, und die ganze Art und Weise des bedeutend älteren und in Handelskreisen sehr einflußreichen Mannes zeugte von einem so lebhaften Interesse an dem Jüngeren, daß die übrigen Herren, die die reservierte Haltung des Eisenmagnaten, wie Laband allgemein genannt wurde, aus langjähriger Erfahrung genau kannten, manchmal miteinander erstaunte Blicke wechselten. Eben beugte sich der Kommerzienrat wieder zurück, um hinter dem Rücken des Pastors her den jungen Chefingenieur in seiner gemütlichen Art zu fragen: „Nun, lieber Hüglin, welche sinnreiche Konstruktion beschäftigt denn zurzeit Ihren Geist?“ Über das hübsche Gesicht des jungen Mannes flog ein glückliches Lächeln. „Zurzeit keine mehr, Herr Kommerzienrat; ich habe heute morgen nämlich meinen Plan vollendet, die Berechnungen abgeschlossen. Kurz, die Geschichte ist vollkommen spruchreif. Selbst das Modell ist fertig und hat sich bei meinen Versuchen bewährt.“ — „Um was handelt es sich?“ Gespannt suchten die Augen des alten Kaufmanns in dem jungen Gesicht zu lesen.

Und die Antwort, die jetzt so schlicht, so gänzlich unbesorgt-fröhlich von des Jüngeren Lippen fiel, platzte wie eine Bombe in die aufmerksam gewordene Gesellschaft hinein. „Um eine neue Flugmaschine.“

Für einen Augenblick herrschte tiefes, verwundertes Schweigen. Dann aber sprang Laband wie elektrisiert auf. „Verzeihen Sie, meine Herrschaften, wenn ich hier etwas eigenmächtig die Unterhaltung an mich reiße“, sagte er aufgeregt, „aber die Materie ist, wie ich glaube, allgemein so interessant, daß Sie wohl alle mit mir den Wunsch haben werden, näheres über diese neue Erfindung zu hören.“ Und kurz entschlossen ließ er sich mit einem entschuldigenden „Einen Augenblick, Herr Professor!“ an Hüglins Seite nieder, den Pfarrer einfach beiseite schiebend.

Thomas Hüglin erzählte. In kurzen, knappen Zügen schilderte er in großen Umrissen das Prinzip der neuen Maschine. Von den Erfahrungen des Gleitfluges ausgehend, sei er zu der Überzeugung gekommen, daß unter gewissen Verhältnissen und bei Erfüllung aller gegebenen Bedingungen auch das Fliegen ohne Motor sehr wohl möglich sein müsse und habe demgemäß seine Berechnungen angestellt. Dieses Problem sei seiner Überzeugung nach jetzt gelöst. Allerdings habe er auf die Hilfe eines Motors nicht ganz verzichtet. Zum Zwecke des Aufstieges und zur größeren Sicherung des Fluges habe er einen neu konstruierten Motor einzubauen beschlossen, der den bisher gebrauchten Modellen gegenüber den Vorzug fast absoluter Zuverlässigkeit habe, trotz seiner wesentlich leichteren Ausführung. Auch die Pläne zu dieser Maschine seien bereits fertig.

Ruhig, einfach, mit einer schlichten Selbstverständlichkeit hatte Hüglin gesprochen, gespannt hatte die Gesellschaft gelauscht. Jetzt, da er schwieg, ging ein leises Murmeln um den Tisch. Laband aber, der die ganze Zeit über unruhig auf seinem Stuhl hin- und hergerutscht war, platzte jetzt heraus: „Und wie lange brauchen Sie, um die Maschine zu bauen, Hüglin?“ Und ruhig und gelassen lautete die Antwort: „Vier bis fünf Wochen bis zum Versuchsfliegen, Herr Kommerzienrat.“ Sehr befriedigt nickte Laband. „Schön, Hüglin, schön, machen wir!“ Und zu Westermann hinüberblickend, der stumm mit aufeinandergepreßten Lippen dasaß, meinte er leichthin: „Nicht wahr, bester Direktor, da geben wir unserem lieben Chefingenieur am besten sofort Urlaub für diese Zeit. Ist es Ihnen recht?“

Hans Westermann verneigte sich höflich: „Sehr wohl, Herr Kommerzienrat!“ Doch der wandte sich schon wieder an Hüglin: „Das Geld gebe ich, Hüglin, die Pläne zeigen Sie mir dann wohl einmal in den nächsten Tagen, und wenn die Sache was wird, erweitern wir die Louis-Ferdinand-Hütte auch noch nach der Richtung hin.“ Fest drückte er die Hand des jungen Mannes, und in diesem Händedruck lag mehr als nur Anerkennung, das war echte väterliche Freundschaft. Und mehr als lobende Worte es vermocht hatten, riß dieser schlichte warme Mannesgruß des Heimat- und Elternlosen Herz hinüber zu dem, der ihm ihn bot.

Mit leuchtenden Augen sah Hüglin den Kommerzienrat an und es lag ein Schwur in seinem Blick, der da sprach: „Ich will dein Vertrauen rechtfertigen, will ihm Ehre machen und deine dauernde Freundschaft mir verdienen.“ Da nickte der Ältere ihm freundlich zu.

Und noch ein anderes Augenpaar blickte auf den jungen Ingenieur. Groß, strahlend und voll von einer scheuen Bewunderung: Kätes Augen. Wie ein Held erschien er ihr, wie ein Sieger, der schöne, frische Mensch in seiner kraftvollen Männlichkeit, mit den blitzenden, lustigen Augen, mit dem wirren, dunklen Haargelock über der hohen gebräunten Stirn. Visionär kam es über sie. Einem neuen Ikarus gleich, sah sie ihn in die Lüfte steigen, höher und höher, die starke Hand, die kein Zittern kannte, fest am Steuerhebel, das Gesicht, starr wie eine antike Bronze, gerade gerichtet der Höhe, dem lichten Blauen zu. Und sie fühlte sich mitgerissen, aufwärts, vorwärts, schwebte im Raum, nur gehalten von seinem Arm, und fühlte doch kein Zittern und Zagen, nur eine große, jauchzende Glückseligkeit. Tief unter ihnen versank die Welt; alle Menschenkleinlichkeit, alle Erdenschwere war zurückgeblieben tief da unten bei den anderen. Und um sie her nur das Zittern der gewaltigen Flügel, das Sonnenleuchten im Weltäther und neben ihr der Mann, der Held, der Geliebte, die starke Hand so fest, so eisern am Hebel, das Bronzegesicht geradeaus, vorwärts, höhenwärts.

Da berührte leicht eine erregt bebende Hand ihren Arm, ein paar Augen blitzten auf und eine gereizte Stimme flüsterte ihr zu: „Aber, Käthe, wie unpassend, dieses Anstarren.“

Das Insekt als Ungeheuer.
(Unter dem Mikroskop.)

1. Die afrikanische Heuschrecke mit dem Pferdekopf. 2. Die Rehdasselfliege mit dem Affengesicht. 3. Ein Miniaturdrache, eine Raupe mit eigenartigen Rückenflecken.

Eine neuartige Kirche.

Einen neuen Kirchenbaustil stellt die nach ganz modernen Richtlinien in Beton erbaute St. Antonius-Kirche in Basel dar.

Eine neue Alpen-Schutzhütte, 1750 m hoch.

Eine neue Schutzhütte wurde im Steinernen Meer (Tirol) von der Sektion Saalfelden des deutsch-österreich. Alpenvereins errichtet.

Aus Deutschen Gauen

Hans Westermann. Wie ein kalter Hauch umwehte es das Mädchen; errötend, Scham und Ärger zugleich empfindend, senkte sie das Köpfchen. Aber dann kam der Trotz über sie, der heiße, wilde Mädchentrotz. Welches Recht maßte Hans Westermann sich an? Sie hatte ihm keins eingeräumt. Keins. Und würde es auch nicht tun. Niemals, niemals! Und sich mit liebenswürdigem Lächeln zu Thomas Hüglin hinbeugend, sagte sie leise: „Darf ich Sie jetzt zur Großmutter führen, Herr Hüglin?"

Der fuhr aus stolzen Träumen auf und sah ihr verstört ins Gesicht; so mußte sie lachend ihre Einladung wiederholen. Da aber sprang er eifrig auf und trat an ihre Seite. „Ich bringe Herrn Hüglin zur Großmama, Vater." Wie der Ton einer silbernen Schelle klang es über den Tisch. Der Alte nickte gleichgültig. Er war wieder einmal mit Einschenken beschäftigt. Da schritt Thomas hinter dem leichtfüßig dahineilenden Mädchen her ins Haus . . .

Mit schlecht verhohlenem Ärger blickte Hans Westermann ihnen nach. Seine selbstsichere, kühle Gelassenheit drohte ernstlich in die Brüche zu gehen. Seine Eitelkeit war empfindlich gekränkt. Mehr als er es für möglich gehalten hatte, war seine doch so in jeder Weise glänzende Persönlichkeit in den Schatten gedrängt worden von dem frischen, flotten Draufgängertum des jungen Freundes. Er hatte gedacht, dem ehemaligen Kollegen, dem er, soweit seine kühle leidenschaftslose Wesensart es überhaupt zuließ, immer freundschaftlich gesinnt gewesen war, ein Gönner, ein herablassender Förderer zu sein; jetzt fühlte er mit einem Male, daß das vergebliches Beginnen gewesen war. Er hatte keine Gewalt über ihn. Der da, das war ein Ganzer, ein Eigener, der sich doch, so oder so, selbst durchgesetzt haben würde. Was machte es da aus, daß er ihm den Weg geebnet hatte, so daß jener vielleicht um einige Jahre früher ans Ziel kam? Gar nichts war das, nicht der Rede wert. Und wie er unter diese fremden Menschen trat, lachend und unbefangen, und kam doch als ein Sieger! Alle, alle zog er sie in den Bann seiner Persönlichkeit, draußen auf dem Werk die Mitarbeiter, die Arbeiter, hier die alten Grauköpfe, selbst den kühlen, sonst so verschlossenen Laband. Und die Käthe? „Als wenn sie ihm an den Hals fliegen wollte", dachte er voll grimmigen Spottes. Aber er hatte sein Wort. Das beruhigte ihn etwas. Und in dem ersten passenden Momente wollte er mit dem Mädchen ein Wort sprechen. War sie erst seine Braut, dann sollte ihm der andere schon gleich sein.

Unwillkürlich suchten seine Blicke den Hausherrn. Der saß da, feist, mit hochrotem Gesicht und feuchtschimmernden Augen. Die erhobene zitternde Rechte führte den Römer zum ungezählten Male zum Mund. Erleichtert atmete Hans Westermann auf. Das war sein bester Bundesgenosse, der Alte da, wenn er ihn auch im stillen verachtete. Von dem ging der Plan der Heirat aus, der hatte die alte Mutter dafür zu gewinnen gesucht und ihren Willen gelenkt, der würde auch jetzt die Situation retten. Und das könnte unter Umständen schon bald möglich sein. Und während die älteren Herren fleißig tranken und plauderten, versank Hans Westermann aufs neue in seine ehrgeizigen Träume.

5. Kapitel.

Inzwischen schritten Käthe und Thomas nebeneinander durch die teppichbelegten Korridore des weißen Hauses. Ein Schweigen war zwischen ihnen, scheu und traumbefangen, wie wenn etwas Heiliges, Unsagbares, Neues auferstanden sei und mit seiner Erkenntnis nun auf ihnen ruhte, schamvoll und doch so beseligend zugleich. Das ist jener Augenblick, wo der Mann das Weib, das Weib den Mann erkennt, wo mit jähem Blitz der Schleier kindlich-froher Unbefangenheit zerreißt und der Seele das Wunder sich offenbart, das wir Menschen die Liebe nennen. Und ein sehnsuchtsvolles Drängen hebt an, ein leises, scheues Zurückbeben in süßverwirrter Scham, ein ungeahntes Wogen und Fluten aller seelischen Kräfte, bis endlich der Schöpferwille allmächtig die Herzen fortreißt und die Arme ausbreitet zum ersten seligen Umfangen, die Lippen zu einander geneigt zum ersten, heißen, geständnisreichen Kuß. —

Nur für die Spanne einer Sekunde waren soeben die Blicke der beiden jungen Menschen sich begegnet. Aber diese Sekunde war entscheidend gewesen fürs Leben. Hell und hehr hatten da die jungen Seelen voreinander gestanden, hüllenlos in ihrer jubelnden Reinheit. Ein Staunen war's gewesen, ein Erkennen und dann — ein jauchzendes Zueinanderneigen. Oh! Nur nicht sprechen jetzt, nur nicht durch Worte die Heiligkeit dieser Minute entweihen, die, wie die Pforte der Glückseligkeit, ihren Herzen sich auftat.

(Fortsetzung folgt).

Das reisende Kaufhaus

stellt eine praktische Einrichtung, insbesondere für die ländlichen Bezirke dar, die nur mit Schwierigkeiten ihren Bedarf an Wäsche und Kleidung in der Stadt decken können.

Liegnitz.

Ebenso wie die Hauptstadt Schlesiens, Breslau, hat auch Liegnitz einen sehr ertragreichen Handel mit Tuchen, Wolle, Leinen und Textilwaren. Es ist die Hauptstadt des alten Fürstentums, des jetzigen Regierungsbezirkes Liegnitz und liegt am Zusammenfluß des Schwarzwassers mit der Katzbach. Bei Nennung der Katzbach denkt wohl jeder Deutsche an unsern tapfern „Marschall Vorwärts", den alten Blücher, der hier die Franzosen 1813 das Schwimmen lehrte, wie es so schön das alte Volkslied singt.

Wenn man durch das Glogauer Tor in die Stadt hineinwandert, fällt einem gleich das hochgelegene, alte Piastenschloß ins Auge, mit seinem großen Säulenportal und den beiden riesigen Türmen, die hoch in die blaue Luft ragen. Sie wurden im Jahre 1453 erbaut und könnten viel erzählen, wenn Steine reden würden. Der eine Turm ist viereckig — es ist der Petersturm — während der andere rund gebaut ist und den Petersturm noch überragt. Er heißt der Hedwigsturm, weil er in seinen dicken Mauern ein Gemach birgt, in welchem sich Gebeine und Reliquien der Heiligen Hedwig befinden sollen. Diese Heilige hat zweihundert Jahre vor Erbauung des ihr geweihten Turmes gelebt.

Auch Liegnitz stand lange Zeit unter Polenherrschaft, und seine letzten Herrscher, die Piasten, haben ihre ewige Ruhestätte in der Johanniskirche gefunden, wie es dort ihre Grabdenkmäler berichten.

Eine schöne, alte Kirche ist auch die Peter-Paulskirche, am Ring oder Markt gelegen, mit hohem, schlankem Turm. Es lohnt sich für Naturschwärmer reichlich, diesen Kirchturm zu besteigen, von dessen Spitze das Auge weit, weit über Täler und Höhen schweift. Fern im Süden blüht hell der Lichtkranz des schlesischen Gebirges. Wie ein Kranz aus Schneeblumen hebt er sich gegen das tiefe, satte Blau des Himmels ab. Zu unsern Füßen tief unten rollen die Wasser der Katzbach, da liegt der Kunitzer See mit seinem Schlößchen, dort breitet sich die Wahlstatt von 1241 aus, wo die große Mongolenschlacht geschlagen wurde, liegt weiter entfernt Leubus mit dem früheren Cisterzienserkloster, welches jetzt ein großes Gestüt beherbergt, sieht man das Schlachtfeld von Leuthen zwischen Liegnitz und Breslau, wo der Alte Fritz 1757 seinen schönsten Sieg errang. Das herrliche Gedicht „Der Choral von Leuthen" ist wohl jedem Deutschen bekannt. —

Liegnitz ✲ Liebfrauenkirche

Die Stadt hat neben ihrem alten Rathaus eine Ritterakademie zur Erziehung der Jugend und ein gutes Theater. In ihren schönen Anlagen und Wallpromenaden, die alten geschleiften Schanzen, liegen hübsche Springbrunnen, und Marmordenkmäler leuchten aus dunklem Grün. Wie jede größere schlesische Stadt, hat auch Liegnitz ein Standbild des großen Preußenkönigs Fritz, welches den Friedrichsplatz ziert. Denn hier bei Liegnitz war's, wo er am 15. August 1759 wiederum seine weitüberlegenen Feinde schlug und ihre Heere zersprengte. Die ganze Gegend im Umkreis von vielen Meilen redet mit lauten Zungen vom Ruhm des tapfern, gottesfürchtigen und geistesgegenwärtigen Preußenkönigs und seiner Heldenschar. Durch die Kriege dieses genialsten Königs und willenstärksten Feldherrn ist das kleine Schlesien in der ganzen großen Welt bekannt geworden, und auch der Anschluß an Preußen wurde durch die Intelligenz des Alten Fritz ermöglicht.

Helene v. Brockhusen.

Königsberg. / C. Resa

Indem ich den Namen der alten Krönungsstadt niederschreibe, steigt, gleich einer Vision, ihr stolzes Bild vor meinem geistigen Blick empor. Ich sehe ihre Türme ragen, sehe das altehrwürdige Schloß und die stillen Wasser des Schloßteiches, in denen sich die grünumkränzten Ufer spiegeln und die schneeweißen Schwäne ruhevoll dahinziehen.

Auf manches Jahrhundert schon blickt sie zurück, die alte Stadt. Gegründet wurde sie im Jahre 1255 als eine vorgeschobene Feste des deutschen Ordens. Als dann, nach einer Zeit hoher Blüte, nach der blutigen Schlacht von Tannenberg (1410) die Macht des Ordens gebrochen, und der stolze Sitz seiner Hochmeister, die herrliche Marienburg, an Polen gefallen war, wurde Königsberg zu ihrer Residenz gewählt. Später residierten in dem Schloß die Herzöge von Preußen. Die Stadt entwickelte sich mehr und mehr zur bedeutenden Handelsstadt, und nach Gründung der Universität, der Wirkungsstätte Kants, Hegels und anderer bedeutender Männer, wurde sie auch ein Hochsitz führender Geister, die sie zu den vornehmsten Städten des Landes emporhob.

Von ihren Bauten ist zuerst das Schloß mit seinem ca. 100 Meter hohen Turm zu nennen, das ehemals Deutschordensburg war. Glanzvolle Zeiten und Tage hat es gesehen, die in den Königskrönungen Friedrichs I. (1701) und Wilhelms I. (1861) gipfelten. Wuchs doch das Deutsche Reich sich unter Wilhelm I. Regierung, nach seiner Krönung zum Deutschen Kaiser, zu nie geahnter Größe und Blüte empor. Sein Bronzestandbild und diejenigen des Herzogs Albrecht und des Fürsten Bismarck befinden sich am Schloß. Von den zahlreichen Kirchen ist die sehenswerteste der Dom. Er ist im gotischen Stil erbaut und erhebt sich auf dem „Kneiphof", einer vom Pregel umschlossenen Insel. Wie die Paläste Venedigs ist er auf einem Pfahlrost erbaut. Er umschließt die Gräber der früheren Hochmeister und der späteren Landesfürsten. An der nördlichen Außenseite des Chores befindet sich die Grabstätte Immanuel Kants, des Weisen von Königsberg, mit seiner Marmorbüste. Die Mauer an seinem Grab trägt einen Ausspruch aus seinen Schriften: „Der gestirnte Himmel über mir, das moralische Gesetz in mir." Munter eilt der Pregel, der die Stadt in mehreren Armen durchfließt, seinem Ziele, dem nur 7 km entfernten „Frischen Haff" zu. Da er für größere Schiffe bei dem immer bedeutender aufblühenden Handelsverkehr sich zu seicht erwies, wurde ein Seekanal zwischen Königsberg und Pillau erbaut und 1901 eröffnet. Er gestattet größeren Seeschiffen die Einfahrt.

Königsberg.

Von neueren Gebäuden sind bemerkenswert die Universität, nach Entwürfen Stülers, Stadtmuseum, Börse, Stadttheater, Hauptpost u. a. Die von einem Amerikaner gestiftete Palästra Albertina, dient zur Pflege edlen Sports für Studenten und Bürgerschaft.

Spät kommt der Frühling ins ostpreußische Land, früh der Herbst, und hart ist der Winter. Der Ostpreuße liebt dennoch sein karges Land wie ein Kind seine Mutter. Verschlossen, und dem Fremden schwer zugänglich, ist auch der Menschenschlag. Wem es aber gelingt, sein Herz zu gewinnen, dem hält der Ostpreuße Treue ein Leben lang. Seine Freundschaft ist echt. Könnt' ich ein höheres Lob finden? —

Deutsche Volksvergnügungsstätten

Der Eingang z. Luna-Park, Berlin

„Herrlich ist's, in Frühlingstagen nach dem Wanderstab zu greifen und, den Blumenstrauß am Hute, Gottes Garten zu durchstreifen". Herrlich ist's, in Sommertagen den Staub der Stadt von den Füßen zu schütteln und Erholung zu suchen am Wasser, im Gebirge, im Walde. Wandern und Reisen ist die Sehnsucht vieler und heute machen es viele schon möglich, die Ferien oder zumindest das Wochenende in der Natur zu verleben. Die Gasthäuser, die Lokale in den Städten werden leer in den Sommermonaten, und wenn der Samstag kommt, verliert sich oft der letzte Gast. Was in den Städten noch übrigbleibt, so wird angelockt von den großen Vergnügungsstätten, die im Frühjahr und Sommer für die Daheimgebliebenen bestimmt sind. Sie sollen Unterhaltung, Abwechslung bieten und einen Ersatz schaffen für den Verzicht auf Reisen und Wandern, sie sollen die Annehmlichkeiten der Bäder und die Unterhaltung der Vergnügungsstätten ersetzen, die dort eröffnet werden, wo sich in der sogenannten „Saison" viele Tausende zusammenfinden und etwas erleben wollen.

Ja, an diesen Vergnügungsstätten größten Stils kann man schon etwas erleben. Vielleicht mehr als in den Badeorten. Diese Stätten haben mit den Jahren Weltruf erlangt. Fast jede größere Stadt in Deutschland hat einen großen Vergnügungspark aufzuweisen. Einige davon stehen so in Ansehen, daß selbst Ausländer das Bedürfnis fühlen, eine weite Reise allein deshalb zu unternehmen, um später von den Eindrücken auf dem aufgesuchten Vergnügungsplatz zu erzählen. Es überrascht durchaus nicht, daß viele Kleinstädter, viele Landbewohner die Großstädte lediglich der Vergnügungsstätten wegen aufsuchen. Sie leben mit der Natur, sind verwachsen mit den Schönheiten, die der Großstätter nur in der sommerlichen Ferienzeit genießen kann.

Für sie liegt eine Abwechslung darin, einmal den sogenannten „Großstadtrummel" zu schauen, von dem sie immer wieder hören und der ihnen stille Sehnsucht wird in einsamer Gegend an einsamen Tagen. Der Großstädter sieht diese Vergnügungsstätten mit anderen Augen. Viele halten es nicht einmal für der Mühe wert, sie überhaupt aufzusuchen. Das Gefühl genügt ihnen, hingehen zu können, wenn es ihnen beliebt. Der Fremde, namentlich der vom Lande oder aus der Kleinstadt, wird nicht versäumen, die Eindrücke dieser Vergnügungsstätten in sich aufzunehmen, die ihm Erleben bedeuten und an denen er lange zehren soll.

Freilich: diese Vergnügungsstätten sind mit allem Raffinement der Neuzeit ausgestattet. Es wird auf ihnen schon etwas geboten, was den Fremden fesseln und begeistern kann. Denken wir nur an den Lunapark in Berlin mit seinem pompösen Aufbau, seinen entzückenden Anlagen, seinen Terrassen und seinem, wie der Berliner sagt, Rummel, an die dauernde Unterhaltung durch berühmte Veranstaltungen und neuerdings an das Strandleben hier mitten in der Stadt und doch echt „seemäßig". Welcher Fremde hat Berlin verlassen, ohne im Lunapark gewesen zu sein? Denken wir an St. Pauli in Hamburg, an die Dresdener Vogelwiese! Es sind neue Stätten oft mit altem Ruf, neu aufgeputzt und unserer Zeit angepaßt; wenn auch schon seit Jahrzehnten das Einerlei des Alltags hier Zerstreuung fand. Alljährlich im Rahmen des eben Erfundenen, des in einer schnellebigen Zeit neu zur Unterhaltung Geschaffenen. Ein prickelnder Reiz geht von diesen Vergnügungsstätten aus. Hier verrauschen die Stunden und hier flieht die Sorge.

Der Ballonmann, eine altbekannte Figur

Zu diesen Vergnügungsstätten, die in den meisten größeren Städten, neuerdings, wenn auch in etwas bescheidenerem Ausmaß, in den Kleinstädten während der warmen Jahreszeit Zerstreuung bieten, kommen die vielen Stätten vorübergehenden Glücks. Die vielen Schützenwiesen mit dem dazu gehörenden Rummel, der gegen früher eine zeitgemäße Aufmachung findet. Eine der größten „Saison"stätten ist die Oktoberwiese in München, die Vergnügungsstätte, die aber Tausende von Fremden anlockt, nicht nur aus der engeren Umgebung, sondern aus dem ganzen Reich. Viele haben die weite Reise nach München nicht gescheut, um im Strudel der Volksbelustigungen gründlich unterzutauchen. Große Ausstellungen, sei es die Theaterausstellung in Magdeburg, die Rosenausstellung in Liegnitz, haben den angenehmen Anhang: die Vergnügungsstätte, die vielen mehr wert erscheint und größere Zugkraft ausübt wie die Ausstellung selbst.

Der Deutsche braucht solche Plätze der Ausspannung und, wie er sagt, der Erholung. Obwohl man sich eigentlich nicht denken kann, wie Erholung in dem Trubel von tausend Menschen, in dem Durcheinander von interessanten und primitiven Veranstaltungen gefunden werden soll. Die Abwechslung aber ist's wohl, die Ablenkung und Zerstreuung, die gut für die abgespannten Nerven erscheint, und schließlich die stille Sehnsucht mancher Unverbesserlicher nach einem kleinen Abenteuer. Gewiß, hier, wo wenige sich kennen, wo das Leben tobt und jeder seiner Unterhaltung nachgeht, kann man viel erleben.

Jedenfalls ist und bleibt es Tatsache, daß die Großstädte ohne solche Vergnügungsstätten nicht auskommen können. Und die Unternehmer haben sehr wohl herausgefunden, was sie bieten müssen, wenn die Zugkraft bleiben und die Genugtuung der Besucher erhalten werden soll. Jahraus, jahrein denken sie an neue Abwechslungen. Selbst die modernen Farben müssen helfen, diese Vergnügungsstätten alljährlich neu erscheinen zu lassen. Neben dem Neuen freilich werden die alten und bewährten „Buden" nicht vermieden, die so recht auf das Gemüt des simplen Bürgers wirken: die jahrhundertealten Würfelbuden, Luftschaukeln, Karussells. Aber man frage den Kleinstädter, den Landmann, der sicherlich in nächster Nähe ähnliche Jahrmarktsverschönerungen findet, ob er sie auf gleiche Stufe stellt mit dem, was er an den großen Vergnügungsstätten gefunden hat. Schaut er daheim hoheitsvoll über die primitiven Unterhaltungskünste hinweg, so wird er sich nicht scheuen, an den großen Vergnügungsstätten seine Haltung aufzugeben und sich, wie man so sagt, zu zeigen, wie er ist. Das Milieu macht's, die Stimmung, der Rahmen, den der kleine Rummel daheim nicht hat, um Stimmung zu zaubern und die Lebensgeister zu wecken.

Scheibenschiessen, der beliebte Sport auf der Dresdener Vogelwiese.

Auf der Theresienwiese in München

Nachtbetrieb in St. Pauli Hamburg

Bild links:

Ein großes internationales Motorbootrennen findet alljährlich in Greenwich (Nordamerika) statt. Zwei Rennboote während der Fahrt, von einem Fokkerflugzeug eines großen amerikanischen Illustrations-Verlages begleitet Scherl

Bild rechts:

Vom Leichtathletik-Länderkampf Deutschland — Frankreich in Paris, in dem Deutschland mit 89:62 Punkten ganz überlegen siegreich war. Brechenmacher, 1. Sieger im Kugelstoßen 14,17 Meter Phot. Max Rösch

Im Kreis: „Eine scharfe Kurve“. Paul Rütchen, Erkelenz, der Sieger im Schleizer-„Dreieck“-Meisterschaftsrennen in Klasse D (1000 ccm). Er fuhr außerdem die beste Zeit des Tages Schirner

Bild rechts: Die große Lauf- und Schwimmstaffel der Kieler Turner kam kürzlich über eine etwa 10 km lange Lauf- und 2 km lange Schwimmstrecke in Kiel zum Austrag. — Sieger: Der Kieler „M.T.V. 44“ in 1:08:36, den wir im Bilde auf der Freitreppe der Kieler Universität mit dem errungenen Wanderpreise der Stadt zeigen Schluricke

☆

Bild links:

Siegerin im Damenrennen anläßlich des Sommerfestes des Verbandes der Berufsreiter in Berlin-Hoppegarten wurde Frau Rittmeister von Zobeltitz auf „Rücksicht“ Photo-Union

Bild rechts:

Die Königin von Spanien (×) mit ihren Töchtern als Zuschauer bei einem Polo-Turnier in Sardinero, an dem der König Alfons teilnahm Wolter

Eine hervorragende sportliche Leistung. „Im Faltboot über den Kanal.“ Zwei Deutsche, der Direktor des Verkehrs- und Presse-Amtes in Braunschweig Dr. Wiebe (rechts) und der Student Schröder, die ohne Begleitboot in ihrem Faltboot über den Kanal fuhren, nach ihrer glücklichen Ankunft in London Dr. Wiebe benutzte diese Fahrt, um in England Werbeschriften für seine Stadt zu verteilen. Eine gute Reklame-Idee Globophot

Wide World

Auf der Hamburger Alster fanden kürzlich die deutschen Kanumeisterschaften statt. Es wurde auch ein scherzhaftes Rennen veranstaltet, bei dem das Boot mit den Händen zu paddeln war

Die Welt am Sonntag.

Schlösser um München

Studie von Ferdinand Bruger

Schloß Schleißheim bei München, das eine prächtige Gemäldegalerie birgt

Es weht ein Hauch eigenartiger Schwermut, wie der geistvolle Schönheitstraum eines herrischen Cäsaren um viele dieser Fabelschlösser in ihrer trunknen Pracht, — Ludwig II. von Bayern, ein müder Spätling Pyramiden bauender Herrengeschlechter, hat hier noch einmal Phantasien gehäuft, die ihm Unsterblichkeit verhießen.

Hat er auch München und seinen Schlössern erst das besondere Gepräge seines Geistes gegeben, so finden wir dennoch manch ehrwürdig-ernstes Baudenkmal aus einer früheren Zeit. Fürstenried, das stattliche Gut, bereits im 12. Jahrhundert als „Poschetsried" erwähnt, wechselte oft den Besitzer, bis es im Jahre 1715 von Kurfürst Max Emanuel erworben wurde, der hier das Schloß erbauen ließ und jenen alten Namen dann in „Fürstenried" geändert hat. Hier lebte dann 30 lange Jahre (1883 bis 1915) in geistiger Umnachtung der unglückliche König Otto, ein Bruder Ludwig II., bis ihn der Tod erlöste.

Auch das nahe München gelegene Schloß Schleißheim mit seiner schönen Gemäldegalerie ist alt, es wurde in den Jahren 1684 bis 1700 erbaut.

Blick auf Dorf und Schloß Hohenschwangau, links der Alpsee, rechts der Schransee
— das Schloß wurde in märchenhafter Pracht von Ludwig II. von Bayern erbaut —

Schloß Berg
am Starnberger See, der letzte Aufenthaltsort König Ludwig II. von Bayern, ehe er im Starnberger See ertrank

Führt uns der Zug, von Landshut kommend, an Schleißheim vorüber, so eröffnen sich kurz vor München, durch herrliche Parks geschnitten, die wundervollen Durchblicke auf Nymphenburg (1663), berühmt durch seine Porzellanmanufakturen. Ganz nach Versailler Muster erbaut, liegt der doppelgeflügelte Bau in märchenweißer, blendender Pracht anmutig und verwunschen da. Kanäle mit Schwänen, einsame Teiche — rauschende Kaskaden und Springbrunnenplätschern, -schäumen und -sprudeln . . smaragdene Rasenflächen, steife Beete, schneeige Marmorbilder . . Wir erwarten den glänzenden Hofstaat zu sehen, — Reifrockdamen und Perückenherren.

Wie ein Wagnermotiv aus Lohengrin, eine Gralsburg aus Parsifal, liegt der „Neuschwanstein" auf schwindelnder Felsenklippe, ein Wolkenheim, das unnahbar-geheimnisvoll herniederschaut, fern, fern dem lärmenden Tage. Romantik paart sich der märchenhaften Pracht, und dämmernde Sagenwelt des Mittelalters schließt sich dem staunenden Beschauer auf . . Kernstück der Burg ist der stolze Herrenbau, der alles andere gebietend überragt, den Zugang bildet der 65 m hohe Treppenturm, wo königliche Gemächer in fabelhaftem Glanz erstrahlen. Bergwildnis weit und breit, Tannenrauschen, Einsamkeit und Sonne, — nur unfern gegenüber, auf einem Hügel zwischen Seen sich reckend, Hohenschwangau, ursprünglich „Schwanstein" genannt, von alters her Besitz des Welfenhauses. Im 16. Jahrhundert erwarben es die Herzöge von Bayern — König Maximilian II. ließ dann

Das Nymphenburger Schloß bei München. (Gartenseite)

das neue Schloß aus den zerfallenen Ruinen auferstehen, schöne Fresken bekanntester Künstler schmückten mit den Bildern aus deutscher Sage und Geschichte die Räume.

Noch manches Schloß wäre zu nennen, darunter auch Herrenchiemsee mit seiner märchenhaften Spiegelgalerie, aber zwei Namen erscheinen besonders bedeutungsvoll: Schloß Berg und Linderhof, denn beide haben ein Eigenes in der Geschichte von Bayerns seltsamsten König Ludwig II. zu berichten. Schloß Linderhof war das einzige, das jener Träumerkönig von allen Bauten vollendet gesehen. „Es soll gewissermaßen ein Tempel des Ruhmes werden, worin Ich das Andenken an Ludwig den Vierzehnten feiern will." Ein reizendes Rokokoschlößchen leuchtet zwischen verschnittenen, künstlichen Hecken auf, breit ausladende Treppen führen von einem zauberklaren, weißgerahmten See empor, Marmorgestalten geistern aus träumerischem Grün. . . Das stolze Reiterstandbild des Sonnenkönigs in Cäsarentracht wächst gebieterisch empor, an der Decke des Flures strahlt der goldne Wahlspruch der Bourbonen: „Nec pluribus impar" — zehn Gemächer voll unerhörter Pracht — ein Rausch der Farbe — tuen sich auf . . . alle Schätze der Welt scheinen aufgeboten, den Traum eines Königs zu erfüllen. . . Und dennoch klafft auch gleichsam ein Riß der Seele, eine Verzerrung der Sinne, die in düstre Fernen weisen. Genie und Wahnsinn? Zwei uferlose Welten berühren sich, ein gespenstischer Finger weist auf Dinge voll Weh und Tragik, auf Untergang und Ende dieses grellen Gestirns. . .

Schloß Linderhof
In träumerischer Bergeinsamkeit ein ebenfalls von Ludwig II. erbautes Rokokoschlößchen mit zierlichen Gartenanlagen und Wasserkünsten

Schloß Fürstenried
bei München, das mehr als 30 Jahre der Zwangsaufenthalt des geisteskranken Königs Otto von Bayern war

Photos: Kester & Co.

Auf seinem Felsennest „Neuschwanstein" greifen sie den kranken Königsaar, das kleine Schlößchen Berg am Starnberger See nimmt ihn auf. — Hier dämmert er empor: Was ist das? Gitter an den Fenstern, Irrenwächter, — er, der König, entthront, gefangen, umwacht? Am 13. Juni 1886 der letzte Akt eines seltsamen Trauerspiels. Der See lockt nah, ein „harmloser" Spaziergang, — da hat der König sich mit letzter Kraft einem furchtbaren Schicksal entrissen. War es der Wahnsinn, gespenstisch geahnt, waren es äußere Fesseln, denen er entfloh, vor denen er sich rettete hinüber in den ewigen Schlaf, hinweg von den verhaßten Menschen? —

Schlösser um München, Feenpaläste, aus dem Boden gestampft von irren Träumen eines Spätling-Cäsars, — — — und dennoch überwältigend und einzig — Denkmäler, die Jahrhunderte überdauern werden und deren Geschlechter. —

Die Fahrt in die Finsternis / Von G. Orgius

„Ich muß dir sagen, mein Lieber, ich bin entsetzt über dein Aussehen. Sechs Wochen Urlaub in das Land der Sonne und dann kommst du so wieder. Du bist ja ein schöner Arzt; laß dir dein Lehrgeld wiedergeben! Warst du denn da unten krank? Was war denn los? Erzähle doch einmal.“

Die Augen des jungen Mediziners blickten an seinem Freund vorbei in den Garten. Aber sie sahen nicht die blütenschweren Linden, hafteten nicht an dem Goldregen, der in breiten Strömen über das dunkle Grün floß. Sie sahen starr wie nach innen gekehrt auf ein Getürm blendend weißer Wolken, das sich über den Wipfeln der Bäume wie ein Gebirge in den blauen Sommerhimmel erhob. Plötzlich drehte er sich, als ob er sich losreißen wollte, dem Fragenden zu.

Ja — ich will dir etwas sagen, ich bin gar nicht zur Erholung nach Italien gefahren. Es sollte eine Erholung sein, denn die Zeit an dem Krankenhaus, die ich sehr ernst genommen hatte, war mir tatsächlich schlecht bekommen. Ich bin nun einmal mit Leib und Seele Arzt und was ich dort zu tun bekam, hat mich so gefesselt, daß ich zum theoretischen Studium einfach die Nächte dazunahm. Eines Tages aber ging es nicht mehr und ich wurde weggeschickt. Ich sollte nicht eher wiederkommen, bis ich mich gründlich erholt hatte. — Wenn man sich nun nach jeder Richtung hin erholen will, geht man am besten aus seinem Kreise ganz heraus. Und so schrieb ich an einen flüchtigen Bekannten, den ich bei irgendeinem Alten-Herrenfest unserer Verbindung einmal neben mir gehabt hatte, und der mir damals von Italien vorschwärmte, er möchte mir einen Rat geben, wie ich reisen sollte. Ich erhielt umgehend Nachricht, aber eine, die mich in Erstaunen setzte. Er bat mich, zu einer mündlichen Besprechung sogleich zu ihm zu fahren und bis zu meiner Abreise sein Gast zu sein. Na — Urlaub hatte ich unbeschränkt, warum sollte ich nicht noch einige Tage in Thüringen verweilen. Ich bestellte also mein Haus und fuhr nach Weimar, wo der vornehme alte Herr eine schöne Villa an der Straße nach Belvedere besaß. Er empfing mich mit großer Herzlichkeit und hat mich in den vier Tagen meines Aufenthaltes in einer Weise verwöhnt, daß ich nicht dankbar genug sein kann. Allerdings hatte das einen Grund, mit dem er bereits am ersten Abend herausrückte und von dem ich gleich merkte, daß er die größte Rolle in seinem Leben spielte. Nach dem Abendessen fing er an zu erzählen. —

Seine Ehe war kinderlos geblieben, aber seine Frau hatte ihm aus ihrer ersten Ehe eine Tochter mitgebracht, an der sein ganzes Herz hing, obgleich es nicht sein eigenes Kind war. Als nun seine Lebensgefährtin gestorben war, hatte er sein Unternehmen verkauft, um sich ganz seiner Marie-Ottilie oder „Motte“, wie sie kurz genannt wurde, zu widmen. Motte war damals ein siebzehnjähriger Backfisch und hochbeglückt, nun den Vater den ganzen Tag um sich zu haben, zumal sie eigentlich keine wirklichen Freundinnen hatte und sich nicht viel aus Geselligkeit machte. Sie war eine etwas grüblerische Natur und nahm das Leben nicht so selbstverständlich, wie man das bei ihrem Alter hätte annehmen sollen. Als mein Gastgeber in seiner Erzählung so weit gekommen war, fing er plötzlich an zu zittern und rückte seinen Stuhl ganz dicht an mich heran. Dann fuhr er fort: „Fast unmerklich, lieber Doktor, hat sich im Laufe der Jahre eine Art Schwermut herausgebildet, die mir die allergrößte Sorge machte, zumal Motte mich mit den schlimmsten Drohungen verfolgte, wenn ich einen Arzt zu Rate zöge. Es blieb mir gar nichts anderes übrig, als dem Kind jede Aufregung fernzuhalten und abzuwarten, ob von selbst eine Wendung zum Besseren eintreten würde. In den letzten Wochen aber fing sie an gar nicht mehr zu Bett zu gehen, so daß ich schließlich doch einen Arzt rief. Ich hatte deswegen eine fürchterliche Szene mit ihr und der Arzt mußte unverrichteter Sache wieder gehen. Sie versprach mir dafür eine Erholungsreise zu machen unter der Bedingung, daß sie ganz allein fahren dürfe. Ich ließ sie also reisen, aber Sie können sich denken, mit welcher Sorge ich die erste Nachricht erwartete. Endlich schrieb sie ganz glücklich aus einem kleinen Städtchen am Vesuv, Portici, sie lebe abseits des großen Fremdenstroms bei netten zufriedenen Leuten und fühle sich sehr wohl. Ich habe dann noch zwei Briefe bekommen, aber seit 10 Tagen bin ich ohne jede Nachricht. Lieber Herr Doktor, ich beschwöre Sie, fahren Sie zu meinem Kinde; ich bin zu alt, diese Reise zu machen. Ich habe niemanden mehr als diese Tochter, und wenn ihr ein Unheil zustoßen sollte, wäre es mein Tod. Sie fahren sowieso nach Italien, es ist Ihnen vielleicht gleichgültig, welchen Weg Sie einschlagen. Ich würde bis an mein Lebensende Ihr Schuldner sein. Natürlich dürfen sie von meinem Auftrag oder etwa Ihrem Beruf nichts verlauten lassen, das würde alles verderben.“

„Ich muß dir sagen, daß ich von dieser Sendung nicht gerade erbaut war. Schließlich wollte ich mich wirklich erholen, und dann hatte ich eigentlich die Absicht, in der vorgeschrittenen Jahreszeit an den nördlichen Seen zu bleiben, statt tief im Süden in der Sonne zu schmoren. Der alte Herr dauerte mich aber wirklich und so ließ ich mir die Adresse geben und versprach, ihn sofort zu benachrichtigen. Er brachte mich dann einige Tage später auf die Bahn an meinen Nachtzug, der mich direkt nach Neapel bringen sollte. Ich richtete mich in meinem Abteil häuslich ein und stand dann noch lange am offenen Fenster, an dem, vom Vollmond beschienen, das gesegnete Thüringer Land mit seinen Wäldern und Burgen vorüberflog. Ich erinnerte mich schließlich des Briefes, den mir der alte Herr noch im letzten Augenblick zum Fenster heraufgereicht hatte, und zog den Umschlag aus meinem Rock. Es war aber nur ein Bild darin, das ich in der Dunkelheit nicht erkennen konnte. Ich klappte die grünen Schutzschirme der Lampe des Abteils zurück und sah auf der Photographie ein so wunderschönes Mädchengesicht, daß mir tatsächlich das Herz zu klopfen begann. Also das war Motte, so stand es mit steilen Buchstaben in der rechten Ecke des Bildes. Mein Himmel, so ein prachtvolles Geschöpf hatte ich lange nicht gesehen. Und wie mochte sie nun erst im Leben mit Farbe, Stimme und Bewegungen sein? Ich muß dir sagen, daß mich mein mir aufgedrängter Patient plötzlich sehr bedeutend zu interessieren anfing. Und als ich zwei Tage später in rastloser Fahrt am Trasimenischen See vorbeifuhr, rief ich zwar: „Hannibal ante portas“, entdeckte aber, daß ich Mottes Bild dabei in der Hand hielt, auf das Italiens Sommersonne aus tief dunkelblauem Himmel schien. Trotz der unbeschreiblich schönen Campagna, die der Zug durchraste, hatte ich nur den einen Gedanken: Neapel, das ich nach sechs Stunden bei strömendem Regen und fast finsterem Himmel erreichte. Kurz vor meiner Ankunft war ein furchtbares Gewitter über uns hereingebrochen, und zwar von solcher Heftigkeit, daß das Knattern des Donners den Lärm des Zuges völlig zum Schweigen brachte. Es war wie ein böses Vorzeichen, das mir aber erst nachträglich zum Bewußtsein gekommen ist. — Der Erzähler machte eine Pause und sah still vor sich hin, als ob er sich sammeln wollte.

Die Fahrt von Neapel nach Portici, auf die ich mich so gefreut hatte, fiel denn auch äußerst kläglich aus. Ich fuhr in einer schmutzigen Kalesche eine Stunde lang über ein Pflaster, das sicher Konradin von Hohenstaufen in seinen letzten Leidenstagen noch gesehen hatte, durch endlose ärmliche Vorstädte, kleine Weingärten, über schlechte Felswege in das kleine verhältnismäßig saubere Städtchen, wo ich in einem mir unterwegs empfohlenen Gasthaus am Marktplatz abstieg. Es war vollkommen menschenleer, denn wenn es da unten einmal regnet, dann regnet es gewaltig. Die schlanken hohen Palmen des Vorgartens spiegelten sich in den großen Wasserlachen, durch die ich in den Eingang steigen mußte. Der Wirt, ein biederer Toskaner, wies mir ein hübsches Zimmer im ersten Stock mit der Aussicht auf den Vesuv an. Am nächsten Morgen ging ich gleich auf die Suche nach meinem Schützling. Es war nicht schwer, Motte in dem kleinen Nest zu finden, weil jeder Fremde natürlich auffiel und es nicht viel Schlupfwinkel gab. Schon von weitem sah ich im Halbdunkel einer Kapelle eine schlanke weiße Gestalt, ich wußte sofort, daß es die Gesuchte war, obwohl sie mir den Rücken zudrehte. Ich stellte mich wie zufällig neben sie und tat, als ob ich das Innere des prächtigen Kirchleins genau betrachte. In Wirklichkeit sah ich mir meinen Schützling näher an. Ich muß dir ohne Übertreibung sagen, lieber Freund, daß Motte ein wunderschönes Mädchen war, noch schöner als es das Bild zeigen konnte. Denn die dunklen Augen, die im Schatten des großen Florentiners lagen und merkwürdig von dem goldblonden Haar abstachen, hatten trotz des tiefen Ernstes einen so leuchtenden Glanz, wie ich ihn bisher noch nie gesehen. Als ein Chorknabe auf mich zutrat, um mich um eine Gabe für das Gotteshaus zu bitten, sprach ich recht laut mit ihm, damit sie meine deutsche Sprache hören sollte. Mein Trick war gut, denn sie drehte sich blitzschnell nach mir um, offenbar, weil sie ihre Muttersprache lange nicht gehört hatte. Ich wandte mich ebenfalls herum und tat, als ob ich geglaubt hätte, sie wolle mich ansprechen und stellte mich ihr einfach vor. Motte lächelte verwirrt und entschuldigte sich, aber es war ein so entzückendes Lächeln, daß ich von ihrem Liebreiz ganz benommen war. Bei unserem dauernden Zusammensein später war ich jedesmal von neuem entwaffnet von diesem reizenden mädchenhaften Gehabe, das so völlig fern jeder Koketterie war. Wenn sie mich anblickte, bekamen diese großen braunen Augen einen so wundervollen Glanz, daß man ein Herz von Stein hätte haben müssen, um sich in dieses Geschöpf nicht zu verlieben. — Ich hatte mich ihr als Kunsthistoriker vorgestellt und bald hatten wir jedes Bild, Schnitzerei oder Fenster der Kapelle besprochen. Motte gab kluge Antworten, und ehe wir es uns versahen, waren drei Stunden verstrichen. Vielleicht wären wir noch länger in eifrigem Gespräch geblieben, wenn nicht eine Mutter ihr Kind zur Taufe in die Kirche gebracht hätte. Motte konnte es sich nicht versagen, den Schleier von dem kleinen Täufling zu lüften, das Kindchen anzulächeln und zu streicheln. Als ich von diesen Stunden beseligt wie noch nie in meinem Gasthof ankam, fiel mir plötzlich der eigentliche Grund meiner Reise ein, und ich erschrak direkt bei dem Gedanken, daß dies lebensfrische, frohe Geschöpf gemütskrank sein sollte. Es war aber auch nicht das leiseste Anzeichen gegeben. Motte war eine so durchaus sonnige Natur, daß ich mir vornahm, aus ihr herauszubekommen, worunter sie vielleicht in Weimar seelisch gelitten hatte. Ich setzte mich noch am gleichen Abend hin und schrieb an ihren Vater einen ausführlichen Brief, damit der alte Mann auch nicht mehr einen Augenblick in Sorge um seine Tochter war. —

Wir verbrachten acht herrliche Tage, in denen wir täglich in dieser paradiesischen Gegend Ausflüge machten oder die Museen von Neapel bis in alle Winkel durchstöberten. Ich kann sagen, daß mir Motte mit jeder Stunde lieber geworden war. Das einzigste, was mich mit Sorge erfüllte, war, daß sie sich mir gegenüber wie am ersten Tage herzlich und freundlich gab, daß ich aber eine Steigerung ihrer Gefühle für mich nicht entdecken konnte. Da plötzlich am achten Tag, es war ein Sonnabend, sollte ich an das Ziel meiner heißesten Wünsche kommen. Wir waren in Pompeji gewesen und hatten tief ergriffen die 2000jährige Stadt und ihren furchtbaren Untergang in allen Steigerungen mitgefühlt. Voll Staunen und Bewunderung erlebten wir in jeder Bank, jedem Gesims, jedem Raum das unerhörte Schönheitsgefühl dieser todgeweihten Bevölkerung, diese jubelnde Lebenslust am Rande des Grabes. Motte hatte die Wanderung offenbar stark mitgenommen. Die Eindrücke, die sie empfangen, ließen sie auf der Heimfahrt verstummen. Sie war einsilbig und antwortete kaum. Der Gedanke ging ihr durch den Kopf, daß im Leben alles Schöne mit Zerstörung, alles Frohe mit Trauer endet. Daß wie das Glück und Ende dieser Stadt auch der einzelne Mensch im sich Emporschwingen desto tiefer stürzt. Während wir noch in Gedanken versunken, Abschied nehmend, vor ihrem Hause standen, fragte sie plötzlich, ob es denn nicht möglich wäre, ein so großes Leid zu erleben, daß einem alles Zukünftige als Befreiung, als Loslösung von dem Schrecklichen, als Aufstieg zum vergessenden Glücklichsein vorkäme? Ich hatte noch nicht zu einer Antwort angesetzt, da stürzte sie auf mich zu, preßte mich in ihre Arme und küßte mich mit solcher Heftigkeit, daß ich vor Staunen, Schreck und Glückgefühl wie ein dummer Junge alles geschehen ließ, ohne mich zu rühren. Es kam erst Leben in mich, als sie mit ein paar Sprüngen in ihrer Haustür verschwunden war. Ich begriff sofort, daß ich ihr nicht folgen konnte. Ich weiß nicht, wie lange ich zu den fünf Minuten in meinen Gasthof gebraucht habe. Ich weiß nur, daß ich im Sturme meiner Gefühle in dieser Nacht kein Auge zutat.

Ich will mich kurz fassen. Du hast ja sogleich bemerkt, daß ich eigentlich krank statt gesund nach Hause kam. Ich kann das Furchtbare noch heute nicht fassen. Ich kam ohne Motte zurück. Sie hatte sich in dieser Nacht erschossen. Eine handvoll Rosen mit den Worten: Einer von uns soll glücklich werden — hinterließ sie mir. —

Du hättest die Augen des alten Herrn sehen sollen, als ich die gebrochene Gestalt einige Tage später an ihren Hügel führte. „Ihr Ärzte könnt auch nicht helfen“, murmelte er auf der Rückreise oftmals vor sich hin und dabei rollten ihm die Tränen auf seinen Rock. Ja, er hat Recht, wir können nicht immer helfen — nicht einmal uns selbst. —

Das Heiligenbild

Gedicht von v. Ast mit einem künstlerischen Lichtbild von Technophot

Am Wiesenrain — ein Heiligenbild.
„Woher — wohin?“ raunt es dem Wanderer zu.
Der aber schlägt ein Kreuz und zieht den Hut:
„Nicht schlecht — nicht gut,
ohn' Rast und Ruh'
treibt es mich wild
die Welt entlang — vorbei an manchem Heil'genbild.“
Doch weiter tönt es ihm ins Ohr
am Wiesenrain — am Städtetor:
„Wohin — woher — — — woher — wohin?“
— — — — — — — — — — — — — — —
Das ist des Heiligenbildes Sinn,
daß es uns zuruft allezeit
(die Frage ist der Antwort Kleid):
„Woher — wohin; — aus Ewigkeit
kamst du und gehst zum Ewigen hin.“
— — — — — — — — — — — — — — —
Das ist des Heiligenbildes Sinn.

DIE · FRAU · UND · IHRE · WELT

Ehestiften.

Von
Hilde Hanna Sitte-Hutter.

(Nachdruck verboten.)

Es gibt Tanten und liebe Verwandte, die ihr Leben lang von dem Moment an, da sie diese „Würde“ durch Geburt eines kleinen Erdenbürgers erlangt haben, nichts anderes tun und denken. Da liegt das Kind noch in den Windeln und schon wird beraten, „wer die Braut heimführen“ soll; da ist der Knabe noch ein Schulbub und schon nehmen alle Tanten die kleinen Mädchen der engsten wie weitesten Bekanntschaft unter den kritischen taxierenden Blick ihrer Lorgnette.

Und wer da etwa denkt, daß hier von China die Rede sei oder daß es um dynastische Sorgen irgendeines modernen europäischen Staates geht, der irrt. Nein, in der Geschlossenheit von Bürger- und Kaufmannsfamilien der Kleinstadt findet man diesen Typ der „ehestiftenden Tanten“ genau so wie in den ersten Kreisen und ehemaligen Aristokratie.

Wohl ist das Mädchen von heute nicht immer gewillt, diesen Tantenwünschen durch das Ja die Erfüllung zu geben. Die meisten Töchter haben einen Beruf, stehen selbständig auf ihren zwei feschen, sporttrainierten Beinen und denken und sagen: „Es muß ja nicht gleich jetzt und nicht gleich dieser sein, Tantchen. Es eilt ja nicht so sehr!“ Eines schönen Tages erscheinen dann alle frommen Tantenwünsche zum zweiten Male schnöde ad acta gelegt: der junge Mann, das junge Mädchen haben selbst gewählt!

Man muß dem Alter die Weisheit der Erfahrung als köstlichen Schatz unbenommen lassen, muß zugestehen, daß stets das Beste nur beabsichtigt wird. Und doch kommt so viel Unglück bei der krankhaften Sucht besorgter Verwandter, die Nichte, den Neffen oder das Mündel zu verheiraten, heraus. Man denke nur daran, daß sich die jungen Leute durch die Gebundenheit der Sitten früher und auch noch vor Jahren meist erst n a c h der Ehe richtig kennen lernten, zu einem Zeitpunkte also, wo es kein Zurück mehr gab. Unsägliches Frauenleid wurde resigniert oft durch ein Menschenleben geschleppt.

Die großartige Sportbewegung von heute, welche die körperliche und indirekt auch geistige Ertüchtigung unserer Jugend zur Folge hat, nimmt dem Verkehr zwischen Jüngling und Mädchen die Schwere der früher üblichen „geschlechtlichen Betonung“. Der Jüngling ist für das Mädchen nicht so sehr der Mann, der Andersgeschlechtliche, sondern mehr der liebe Kamerad, ein Verhältnis, das wohl die beste Basis für eine zukünftige Ehe bildet. Die steten Hemmungen früherer Zeit — kein Mädchen gab sich so, wie es wirklich war — sind fast weggefallen. Die Begegnungen zwischen den beiden jungen Menschen sind ungezwungen und dadurch ehrlicher, ohne daß die natürliche Grenze mädchenhaft-anmutiger Zurückhaltung überschritten würde.

In diesem kameradschaftlichen Beieinandersein gibt sich aber auch der junge Mann so, wie er ist, und das kluge Mädchen lernt als Kollegin des im industriellen Unternehmen beschäftigten Mannes, als Kameradin des Sportgenossen diesen schätzen und richtig einschätzen.

Die lieben Verwandten aber sollten endlich das Ehestiften sein lassen. Man kann und soll einem jungen Menschenkinde raten, aber nicht den fremden Willen aufoktroyieren wollen, sonst wird aus dem Ehestand ein Wehestand, und für diesen möchte wohl begreiflicherweise niemand die Verantwortung übernehmen!

Die Kleidung der britischen Frauenwelt.

Von unserem Londoner Mitarbeiter.

(Nachdruck verboten.)

Niemals hat die britische Frauenwelt so wenig getragen wie heute. Niemals hat sie eine so umfangreiche Garderobe, niemals so große Kleiderrechnungen gehabt. Die Bedürfnisse der modernen Frau haben die britische Industrie revolutioniert. Ein Siebentel der arbeitenden Bevölkerung ist in der Kleiderindustrie tätig. Nach statistischen Angaben gibt es heute 280 000 Kostümschneider im Lande, nahezu 200 000 Kleider- und Putzmacher. 40 000 Personen sind in der Seide- und Kunstseide-Industrie beschäftigt, etwa 24 000 in der Spitzenindustrie. Die Jahresrechnung der britischen Frauen beläuft sich für Stiefel und Schuhe jeder Art auf 25 Millionen Pfund (für 35—40 Millionen Paar). 14 Millionen werden für Hüte ausgegeben. Während der letzten vier Jahre sind über 2200 neue Gesellschaften mit einem Kapital von 22 000 000 £ in der Bekleidungsindustrie in Betrieb getreten. Die auffallendste Vermehrung zeigt die Seidenwarenindustrie. Ihr Umsatz ist fünfmal so groß wie vor dem Kriege.

Jedes angestellte Mädchen trägt Seide, vor allem seidene Strümpfe. Der Chef der großen Firma Harrod im Westend sagt: „Seidenkleider erfordern auch Seidenunterkleider. Das tun aber auch Woll- und Baumwollkleider, wenn sie der schlanken Figur entsprechen und gut ‚fallen‘ sollen. Jedes weibliche Wesen, ob reich oder arm, hat heutzutage mehr Kleider wie früher. Wenige haben nur ein Kleid, oder nur ein ‚bestes‘ und ein Werktagskleid, sie haben eine G a r d e r o b e. Auch der weibliche Geschmackssinn hat sich sehr entwickelt. Jedes Kleid fordert einen besonderen Hut, besondere Strümpfe und Unterkleidung, die nur aus einem seidenen Stück besteht. Die Korsettfabrikation ist zu einer Wissenschaft geworden. Die Frau von heute trägt weniger Korsetts, aber sie gibt mehr aus für sie. Früher reichte ein Korsett jahrelang, heute nur Monate, denn eine jede will das neueste Modell tragen. Und sie muß verschiedene haben: für den Tag, für den Abend, für die verschiedenen Sportarten usw. Abendkleider mit den zugehörigen Schuhen, Strümpfen, Täschchen und Umhängen oder Mänteln waren früher den mittleren und oberen Klassen vorbehalten. Heute trägt sie jedes junge Mädchen. Sie kann Seide für 12,5 sh pro Meter, Kunstseide für noch weniger kaufen und macht sie sich selber zum Abendkleid zurecht.“ Ch. P.

Aussichtsreiche Frauenberufe.

Von
Charlotte Liedtke.

(Nachdruck verboten.)

Wenn man die Arbeitsmöglichkeiten der Frau mit denen des Mannes vergleicht, kommt man zu dem günstigen Resultat, daß die Berufsmöglichkeiten für die Frau fast überall aussichtsreicher sind. Der Grund liegt darin, daß sich den Frauen immer neue Erwerbszweige öffnen, die ihnen bis dahin verschlossen waren, und Neuland wird immer am fruchtbarsten von denen bebaut, die es sich erworben haben. Das gilt von geistigen wie körperlichen Betätigungen.

Von den akademischen Fächern ist jetzt auch die Theologie den Frauen zugänglich gemacht worden. Während in den drei andern Fakultäten: Juris, Medizin, Philologie, die Frauen schon lange aussichtsreich tätig sind, stand die Kirche den Bestrebungen immer zurückhaltend gegenüber. Die jahrhundertlange Entwicklungsgeschichte, daß Altar und Kanzel nur von der männlichen Priesterschaft vetreten werden durften, hatte wenigstens in Europa über die Forderungen des Tages gesiegt. Man hat aber erkennen müssen, daß der große Gefühlsreichtum der Frau in der Ausübung der Seelsorge dem Manne gleichzustellen ist. So hat man den Beruf der Pfarrgehilfin oder Vikarin neuerdings geschaffen. Die Ausbildung erfolgt wie beim Theologen durch ein achtsemestriges Studium mit abschließender Staatsprüfung, dem sich eine praktische Anwärterzeit an einer Superintendentur anschließt. Gesondert tritt dann für die Vikarin noch ein kurzes Studium in sozialen Interessen, wie Wohlfahrtspflege, Erziehungswesen usw., hinzu. Die Tätigkeit erstreckt sich zunächst darauf, die Pfarrer in größeren Gemeinden in der Ausübung ihrer Liebestätigkeit, wie Kranken- und Armenbesuche, zu unterstützen. Ferner die Abhaltung von Kindergottesdiensten, weiblichen Konfirmandenunterricht, Frauen-Bibelstunden und vor allem das große Gebiet der Jugendpflege. Dem immer tieferen Herabsinken der Moral, auch in der weiblichen Jugend, wird von der Kirche mehr Aufmerksamkeit geschenkt, und man verspricht sich von der Frau, als der gleichen Geschlechtsgenossin, einen nachhaltigeren Eindruck auf die weibliche Psyche. Die Besoldung beträgt 80 Prozent des Pfarreranfangsgehaltes und steigt nach dem der Geistlichkeit bestimmten Stufensystem. Die Anstellungsaussichten sind augenblicklich sehr günstig, da auch im männlichen Theologenberuf Mangel herrscht. Die Aufstiegsmöglichkeiten sind schon jetzt sichtbar, da man mit der Anstellung von weiblichen Anstaltsgeistlichen an Frauengefängnissen, großen Kinder- und Wohlfahrtsheimen bereits begonnen hat.

Ein anderer Beruf, dem sich die gebildete Frau noch viel zu wenig zugewandt hat, ist der der Hebamme. Es ist eigentlich unverständlich, daß dieses Amt, dem die Verantwortung zweier Menschenleben anvertraut ist, immer noch so niedrig eingeschätzt wird. Auch von der Aerztewelt wird die Hebung dieses Standes dringend gefordert. Nicht nur, daß man einem reicheren Wissen auch mehr Vertrauen entgegenbringt, ist auch die geistige und gesellschaftliche Einstellung der Hebamme zur Frau und Familie von großem seelischen Einfluß. Wohl die meisten Frauen möchten lieber ihrer schweren Stunde im eigenen Heim als in der fremden Umgebung der Klinik entgegensehen, nur die Vorsicht nicht genügender Hilfe hält sie davon ab, ihren Wunsch zu erfüllen. Zur Ausbildung ist mit dem Abgangszeugnis eines Lyzeums der Besuch einer Hebammen-Lehranstalt und ein zweisemestriges Studium von Gynäkologie erforderlich. Die Bezahlung ist gut und soll nach Reichstagsbeschluß noch eine festere Grundlage erhalten.

Will man sich mehr einem körperlichen Berufszweig zuwenden, so sei zur Gärtnerin empfohlen. Sie ist den hauswirtschaftlichen Eigenschaften der Frau am meisten verwandt, hat aber gegenüber der Ueberfüllung im Hauswirtschaftsberuf Mangel an geeignetem Personal aufzuweisen. Großgärtnereien, Plantagen, Gutshöfe verwenden jetzt gern weibliche Gärtnergehilfen. Die Vorbildung an einer Gärtnerlehranstalt kann noch durch botanische Studien erweitert werden. Da auch die Schulausbildung meistens Mittelschule oder Lyzeum umfaßt, steht der Aufnahme in den Familienkreis des Dienstherrn meistens nichts im Wege. Auch die Selbständigmachung von Obst- und Gemüsekulturen ist aussichtsreich. Außerdem ist der beständige Aufenthalt in frischer Luft und Sonne zur Erstarkung und Gesundung des Frauenkörpers eine der schönsten Seiten dieses Berufes.

Wie man essen muß.

(Nachdruck verboten.)

Ein amerikanischer Professor von der Yale-Universität hat mit Hilfe einer Anzahl Studenten festzustellen gesucht, wieviel ein Mensch essen muß, um dem Körper die nötigen Kräfte zu erhalten.

Schon häufiger war behauptet worden, auch durch Gelehrte von Ruf, daß der Mensch im allgemeinen zu viel esse, und daß er mit weniger Nahrungsaufnahme einen viel besseren und für ihn vorteilhafteren Effekt erzielen könne, wenn er die Speisen, die er zu sich nimmt, besser und länger kauen würde. Der Verdauungsprozeß beginnt bereits im Munde. Je größer die Brocken sind, die man in den Mund steckt, und je weniger man diese kaut, desto weniger „Nahrung“ stellen sie vor. Erst dann, wenn die Nahrung gut gekaut und mit Speichel gut durchzogen ist, kann sie vollkommen verzehrt werden.

Die hastige Art, in der viele essen infolge ihrer hastigen Lebensweise, die keine Zeit läßt, um richtig zu essen, ist die Ursache, daß man gewöhnlich z u v i e l ißt und den Magen zu viel Arbeit verrichten läßt, wozu dieser überhaupt nicht imstande ist, denn was der Mund tun soll, kann der Magen nicht verrichten. Die Folge ist, daß der Magen sich überarbeitet und krank wird und daß dann ein gutes Teil der Speisen den Körper unverdaut verläßt. Der Professor wollte einmal eine Probe machen mit einer größeren Anzahl Personen, und vierundzwanzig Studenten stellten sich ihm zur Verfügung: Kranke und Gesunde, Schwache und Starke. Nach und nach wurden die Portionen verringert, wie diese jedoch abnahmen, wurden sie mehr verarbeitet, das heißt, sie wurden zunächst besser gekaut. Alle Teilnehmer empfanden die guten Folgen. Diejenigen, die an schlechter Verdauung gelitten, erholten sich, die Magenleidenden wurden gesund, das Gewicht nahm nicht ab und die Muskelkraft wurde stärker. Selbst die Sportleute, die sich unter den vierundzwanzig befanden, verspürten keine bösen Folgen der Probe, und alle fühlten sich aufgeweckter. Die Probe bewies, daß der Mensch mit viel weniger Nahrung auskommen kann, als wie er gewöhnlich zu sich nimmt, und daß der Professor, der behauptete, daß derjenige, der keine Zeit zum essen übrig habe, auch kein Mittagsmahl wert sei, vollkommen recht hat. Viel essen ist mehr eine schlechte Gewohnheit und obendrein eine Verschwendung. M. N.

Gesundheits-Merkblatt für Kinder.

(Nachdruck verboten.)

Folgende Gesundheitsregeln für Schulkinder veröffentlicht die „Medizin. Wochenschr.“:

1. Wasche dich frühmorgens gut und reibe den Körper gründlich ab. Vor jeder Mahlzeit reinige deine Hände. Halte deine Nägel sauber. Vorm Zubettgehen wasche den Schmutz des Tages von deinem Körper mit viel Wasser und Seife.
2. Putze die Zähne morgens und abends.
3. Nimm jede Woche ein Vollbad oder wasche wenigstens den ganzen Körper mit kräftiger Bürste.
4. Iß langsam und kaue gut. Iß viel Gemüse. Trinke nie Bier, Wein oder Schnaps.
5. Bürste täglich deine Kleider (aber nicht im Zimmer). Reinige deine Schuhe vor dem Betreten der Wohnung und der Schule.
6. Geh frühzeitig zu Bett; schlafe lange, am besten bei offenem Fenster.
7. Bewege dich täglich einige Zeit im Freien. Halte dich gerade. Atme tief.
8. Spucke niemals auf den Boden.
9. Huste und niese niemandem ins Gesicht, halte ein Tuch oder die Hand vor. Atme durch die Nase.
10. Verrichte regelmäßig morgens deine Notdurft. Wasche deine Hände hinterher.

Dr. H. S.

Verjüngungskuren.

(Nachdruck verboten.)

Daß der Mensch altert, ist eine unumstößliche Tatsache. Daß er die Beschwerden des Alters vermeiden und länger leben will, ist zu verstehen. Er will und kann sich nicht verjüngen, sondern nur so frisch und kräftig wie in jüngeren Jahren werden. Das ist unter der Bezeichnung „Verjüngung“ oder „Verjüngungskur“ zu verstehen. Im großen und ganzen bringt eine sog. Erholung, d. h. ein Ausruhen von der täglichen Arbeit in anderer Umgebung, eine Verjüngung in diesem Sinne mit sich. Mehr noch bei gleichzeitiger Anwendung eines Brunnens, der entweder durchspülend — also die gesammelten Ausscheidungen fortschwemmend — oder noch stärker geradezu abführend wirkt Auch die geänderte Kost, der Genuß anderer als der gewohnten Lebensmittel, wirkt unterstützend. Ebenso ist dem Obstgenusse in den Sommermonaten viel Gutes zuzuschreiben, mehr dem frischen, ungekochten Obst als dem gekochten oder gar aus fremden Ländern stammenden, da dieses durch das frühzeitige Pflücken vor der Reife ebenso wie durch den Transport unbedingt viel an lebensenergetischen Stoffen verliert. (Ebensowenig sind Marmeladen, Fruchtpasten oder konservierte Fruchtsäfte zur Verbesserung der Blutbeschaffenheit geeignet!)

Alles aber, was uns derartige Erholungskuren in anderer Umgebung, in Badeorten die Quellen, in Erholungsheimen die Kost, der Genuß von frischen unverarbeiteten Früchten je bieten können, wird unbedingt und unwiderlegbar übertroffen durch das einfachste, denkbar billigste Mittel: täglich einmal ein Weinglas voll verdünnten Fruchtsaft, der mit Weinhefe in Gärung gebracht wurde! In diesem Weinhefemost finden wir nämlich nicht nur Bestandteile vieler Heilquellen, sondern vor allen Dingen die blutverbessernden, verjüngenden und geradezu lebenerhaltenden Vitamine, die nie und nimmer gleich kräftig durch sog. Präparate dem lebenshungrigen Organismus des Menschen geliefert werden können.

Gerade zur Zeit der Johannisbeer- und Stachelbeerreife oder der Apfelernte soll man diese wahrhafte Verjüngungskur vornehmen (wenngleich auch der Saft jeder anderen Frucht ebenso benutzt werden kann). Es genügt, für je 14 Tage folgenden Ansatz zu machen: 1 Liter frischer Fruchtsaft, 2 Liter Wasser, ½ Pfund Zucker werden mit echter W e i n h e f e (z. B. Mosel- oder Rheinweinhefe) angesetzt, die heutzutage ja überall erhältlich ist. Nach eingetretener Gärung, also bei warmer Witterung etwa vom dritten Tage an, füllt man diesen Most auf Flaschen, die nur leicht mit einem Korken versehen und kühl aufgestellt werden. Anfänglich genießt man hiervon täglich nur ein Weinglas voll, später kann man die täglichen Mengen auf zwei oder drei Glas steigern. Mehr ist aber nicht nötig. um eine wirkliche Erholung, Kräftigung und somit Verjüngung zu erzielen.

Die praktische Hausfrau.

f. **Um Schnittblumen längere Zeit frisch zu erhalten** und bereits abgewelkte wieder aufzufrischen, schneide man die Stengel nicht frei in der Luft, sondern unter Wasser ab. Man kann sich von der Wirkung dieses Verfahrens sehr leicht durch folgenden einfachen Versuch überzeugen. Man löst etwas Fuchsin (roter Farbstoff) in Wasser und schneidet jetzt den Stengel einer etwas angewelkten Sonnenblume in dieser Farblösung ab; man wird beobachten, daß die Fuchsinlösung in wenigen Minuten bis in die Blätter emporgestiegen ist. Die Erklärung für diese Erscheinung ist sehr einfach. Durch die Verdunstung des Wassers in den Blättern bilden sich in den Zellen der Pflanze luftverdünnte Räume und durch den äußeren Luftdruck wird jetzt die Farblösung mit großer Gewalt in die luftverdünnten Zellen der Pflanze gedrückt und von Zelle zu Zelle bis in das Blatt gehoben. Mir ist es schon gelungen, stark angewelkten Kopfsalat dadurch, daß ich ihn am Wurzelhals unter Wasser abschnitt und ihn in dem Wasser beließ, wieder gebrauchsfähig zu machen.

f. **Wertvolle echte Teppiche**, wie man sie gern im Salon oder im Musikzimmer hat, leiden oft gerade unter dem Flügel oder Klavier durch das Treten des Pedals. Hier ist dringend zu raten, einen kleinen Schutzvorleger unter das Pedal des Instruments zu legen.

Für die Küche.

f. **Bauernkaviar.** Weißer Käse kann seines hohen Nährwertes, seines Wohlgeschmacks und seiner Billigkeit wegen gar nicht oft genug auf den Tisch gebracht werden. Seine einseitige Zubereitung kann abwechselnder gestaltet werden durch folgende Rezepte: Auf 125 Gramm Quark werden 4 Sardellen gewiegt. Dies wird mit einem Eßlöffel voll Kapern, Salz nach Geschmack, geriebener Zwiebel oder feingeschnittenem Schnittlauch sowie einem Eßlöffel zerlassener Butter feingerührt, eine Stunde hingestellt und als Brotaufstrich angerichtet.

f. **Kirsch- oder Paradiesäpfel.** Nicht zu reife rote oder gelbe Paradiesäpfel werden von der Blüte befreit, der Stiel wird etwas gestutzt. dann werden sie gewaschen und mit einem Tuche abgerieben. Auf 1 Pfund Frucht rechnet man 1 Pfund Zucker, der mit ¼ Liter Wasser aufgekocht wird. Die Kirschäpfel werden serienweise darin weichgekocht. Man muß sehr vorsichtig sein, da sie leicht zerkochen. Nachdem alle Aepfel weichgekocht und herausgenommen sind, wird der Saft dick eingekocht, mit 2 Löffel Arrak vermischt und über die in Gläser eingelegten Früchte gegossen.

f. **Fleischsalat.** (Zubereitungsdauer: ½ Stunde; für 6 Personen.) Ein Matjeshering wird sauber abgewaschen, entgrätet und in kleine Würfel geschnitten. Die Heringsmilch treibt man durch ein Haarsieb, verrührt sie mit 2 Eßlöffeln Olivenöl, 1 Eßlöffel Senf, 2 hartgekochten Eigelb, 2 Eßlöffeln Essig, ½ Teelöffel Maggi-Würze, Salz, Pfeffer, feingehackten Schalotten, Petersilie und Schnittlauch. In diese Soße gibt man zwei Suppenteller voll in kleine Würfel geschnittene Reste von gebratenem oder gekochtem Fleisch sowie die Heringswürfel, mischt alles gehörig durcheinander und richtet den Salat in einer Glasschüssel mit Gurken verziert an.

f. **Junge Brennesseln** geben, nachdem man sie a b g e b r ü h t gewiegt hat, ein sehr wohlschmeckendes Gemüse. Man dämpft die so vorbehandelten Brennesseln in frischer Butter, würzt mit Pfeffer, Salz in Fleischextrakt oder Maggi-Würze und fügt etwas saure Sahne dazu; vor dem Anrichten schärft man sie mit etwas Zitronensaft.

Frauenfragen

Der Liebling.

Ein Erziehungsproblem.

In einer Familie, wo es mehrere Kinder gibt, hat gewöhnlich jedes der Eltern seinen Liebling, den es ganz offenkundig, vor den anderen Kindern bevorzugt. Sehr oft ist das Jüngste, das Nesthäkchen, der gemeinsame Liebling, und wenn sich ältere Geschwister über das Eintreffen eines kleinen Brüderchens oder Schwesterchens durchaus nicht immer sonderlich freuen, so geht dies eben aus dem instinktiven Gefühl hervor, daß nun eine Konkurrenz für die Liebe der Eltern auf der Bildfläche erschienen ist, und dieses Gefühl wird sehr bald durch die Erfahrungstatsache bestätigt, daß sich die ganze Sorge und Aufmerksamkeit besonders in der ersten Zeit naturgemäß in erster Linie dem neuen Ankömmling zuwendet. Daraus ist die Eifersucht, ja, der Haß zu erklären, den manche Kinder gegen das neue Geschwisterchen hegen, denn das Kind ist von Natur aus Egoist. Es gibt allerdings auch selbstlose unter ihnen, die sich mit einer gewissen Wichtigkeit und Verantwortung als die Aelteren fühlen, denen die Verpflichtung obliegt, das jüngere, hilflose Wesen zu betreuen und zu behüten. Den ersten Typus bilden vorwiegend die Knaben, denen das ausschließliche Besitzrecht der Elternliebe ebenso selbstverständlich erscheint, als später das ausschließliche Besitzrecht auf die Frau. Zum letzteren Typus gehören zumeist die Mädchen, bei denen der mütterliche Instinkt sich schon frühzeitig kundgibt. Allerdings kommt auch das Gegenteil vor: Knaben mit ausgesprochenem Sinn für — Mütterlichkeit und Mädchen mit ausgeprägtem Egoismus, eklatante Beispiele für die Vermischung der Geschlechtscharaktere.

Der Knabe ist gewöhnlich der Liebling des Vaters, als der Stammhalter, der künftige Mann, das Mädchen der Liebling der Mutter, die in ihr ihre künftige Stütze, vielleicht auch ihre Schicksalsgenossin erblickt. Sehr häufig aber ist der Knabe der ausgesprochene Liebling **beider** Eltern, er wird mit Liebkosungen und Zärtlichkeiten, mit Geschenken und Leckerbissen überhäuft, er darf sich allerlei erlauben, was dem Mädchen einen Verweis zuziehen würde, und wenn sich das Mädchen über die Rücksichtslosigkeit des Knaben beklagt, dann wird an ihre Vernunft appelliert, an ihre Einsicht, eventuell an den Umstand, daß sie die Aeltere ist. Und so wird im Knaben von der Wiege an das Bewußtsein großgezogen, daß er etwas besonderes, etwas höher zu bewertendes sei, und diese grundlegende Auffassung seiner Erziehung bringt er erst der Mutter und Schwester, später den Frauen und Mädchen, die ihm begegnen, und schließlich der eigenen Frau gegenüber zur Geltung. Das Mädchen aber, welches als Liebling verwöhnt wird, wird anspruchsvoll, rücksichtslos, lieblos, herrschsüchtig. Die Lieblinge werden, wenn sie ins Leben hinaustreten, entweder recht unangenehme Nebenmenschen, oder aber sie erleben eine große Enttäuschung, wenn sie erkennen müssen, daß man ihnen im Elternhause eine ganz falsche Einstellung des Lebens beibrachte. Sie sind zu weich, oder zu bequem, oder zu hilflos, oder zu leichtsinnig, um den Kampf mit dem Leben energisch aufzunehmen, und auf Dank können die Eltern unter solchen Umständen gewiß nicht rechnen.

Die anderen Kinder aber, die nicht in die Kategorie der Lieblinge fallen, lernen schon frühzeitig kennen, daß es eigentlich keine Gerechtigkeit gibt. Sie stehen dadurch dem praktischen Leben wohl bedeutend näher, es bleibt aber doch oft ein Stachel in ihrem Herzen zurück, und die Eltern, die sie als ungerecht und parteiisch erkannt, genießen nicht mehr ihr unbedingtes und völliges Vertrauen, welches die wichtigste Grundlage des Verhältnisses zwischen Eltern und Kinder bilden soll.

Frauen, von deren Männern man spricht.

Frau Einstein, die Gattin des berühmten Entdeckers der Relativitätstheorie Prof. Albert Einstein.

Frau Mann, die Gattin des Dichters Thomas Mann.

Frau Liebermann, die Gattin des Malers Prof. Max Liebermann.

Frau Margarete Hauptmann, die Gattin Gerhart Hauptmanns.

Die soziale Woche in Nancy

(vom 1. bis 7. August).

Die sozialen Wochen in Frankreich sind eine für das katholische Leben hochbedeutende Einführung. Sie bestehen seit dem Jahre 1906 und behandeln jedes mal einen Gegenstand von großer Aktualität. Diese Tagungen werden jedes Jahr in einer anderen Stadt Frankreichs abgehalten, in diesem Jahre war Nancy der anmutige Rahmen für die ernste Arbeit, die da geleistet wird.

Interessant vom Frauenstandpunkt war das Thema dieser Tagung: „la femme dans la societé" (Frau und Gesellschaft). Es würde von hervorragenden Persönlichkeiten des weltlichen und geistlichen Standes nach den Gesichtspunkten: Die Frau in der Familie, im Berufs-, im öffentlichen Leben und in ihren Beziehungen zur Kirche behandelt. Sehr wertvoll ist es, eine so ernste hochbedeutende Frage vor einer Tagesteilnehmerzahl von ungefähr 2000 behandelt und gewürdigt zu sehen. Wiewohl die Veranstaltung eine französische war, zeigte die Teilnahme von Freunden der sozialen Arbeit aus 20 Staaten, wie groß das Interesse auch außerhalb Frankreichs für die sozialen Wochen ist.

Aus China und Japan, aus nord- und südamerikanischen Staaten waren Tagungsteilnehmer erschienen, dank der sehr geschickten taktvollen Leitung der semaine sociale unter dem Vorsitz des Herrn Duthoit, Professor an der Universität in Lille, wurden auch die gemeinsamen Mahlzeiten in Nancy thermal zu einer Gelegenheit freundlich harmonischen Zusammenseins aller Teilnehmer, aus welchem Lande sie auch stammten.

Oesterreich war durch die Schreiberin dieser Zeilen und die Präsidentin der katholischen Frauenorganisation des Landes Salzburg vertreten. Carola Blome, deren Vater, Gustav Graf Blome, seinerzeit Präsident der „Union de Fribourg", auch in Frankreich an den katholischen Bestrebungen mitgewirkt hat und von den französischen Führern der Gegenwart auch heute noch als einer „de nos plus illustres maitres" bezeichnet wird.

Die kirchlichen Veranstaltungen in den herrlichen Kirchen von Nancy, Kathedrale, St. Epvre, St. Léon und St. Joseph boten Stunden weihevoller Erbauung. Die verehrungswürdige Persönlichkeit des Bischofs von Nancy, Msgr. de La Celle, der an allen Veranstaltungen der sozialen Woche teilnahm, war Gegenstand allgemeiner Sympathien.

Es wäre sehr zu wünschen, daß die Frauenfrage, wie es hier der Fall war, in allen anderen Ländern mit einem solchen Ernst unter Beteiligung einer so großen Zahl sozial eingestellter Menschen, Männer nicht minder wie Frauen, und bei Würdigung durch so hervorragende Referenten behandelt werde.

Für das Schicksal von Frankreich ist sie von höchster Bedeutung, ein Feminismus, der so maßvoll und verständig, als „féminisme familial et social" sich auswirkt, ist zweifelsohne ein Mittel, die Zukunft eines Volkes glücklich zu beeinflußen und auch zwischen den Menschen verschiedener Völker die Brücke des Verständnisses zu bauen.

Olga Rudel-Zeynek (Bundesrätin, Wien).

Louise Abbela †. Die bekannte Pariser Malerin und Freundin Sarah Bernhardts, Louise **Abbela**, ist in hohem Alter in Paris gestorben. In den letzten Jahren fiel sie durch ihr Bestreben für die Vermännlichung der Frau auf, da sie sich stets nur in Männerkleidung in der Oeffentlichkeit zeigte, wie Jahrzehnte früher die berühmte französische Tiermalerin Rosa Bonheur.

Frauen im diplomatischen Dienst. Amerika hat wiederum eine Frau für seinen auswärtigen Dienst gewonnen, wodurch die Zahl der weiblichen Diplomaten auf drei steigt: Miß Florence E. **Willis** aus Redlands, Californien, war eine der 22 erfolgreichen Kandidaten unter 150 Bewerbern, die das Examen für den Auslandsdienst bestanden. Sie erhielt den Doktorgrad an der Leland Stanforduniversität im Jahre 1923 und war später Professor der politischen Wissenschaften am Vassar-College. — Die beiden anderen Amerikaninnen, die ihre Heimat im Ausland vertreten, sind Miß Lucile **Atcherson**, zweite Legationssekretärin in Panama, und Miß Pattie **Field**, Vicekonsul in Amsterdam.

Frauenfragen

Schule und Leben.

Dein Kind kommt in die Schule.

Von Friedrich Meyer.

Dein Kind wird in die Schule aufgenommen. Für deine Familie ein wichtiges Ereignis. So wichtig, daß es schon wochenlang seinen Schatten vorauswarf. Großväter, Paten, Freunde und nicht zuletzt ihr selbst, ihr Eltern, haben dafür gesorgt, das Kind für die Schule auszustatten. Und wenn seine Leistungen in der Schule nur einigermaßen der Güte seiner Ausrüstung entsprechen, dann muß es gut vorwärtskommen.

Trotz des funkelnagelneuen Ranzens und der fast mannesgroßen Zuckertüte mit anschließendem Photographieren entsprechen aber die Schulleistungen des Kindes oft nicht den elterlichen Erwartungen. Das kann an der Begabung, den häuslichen Verhältnissen usw. liegen. Sind aber diese Vorbedingungen günstig und gibt es trotzdem einen Mißerfolg — dann wehe dem Lehrer! Dann ist er natürlich schuld und mit ihm die ganze „moderne Schule".

Gemach, ihr Eltern! Ob ihr nicht auch manchmal Schuld tragt an den schlechten Schulleistungen eurer Kinder? Vielleicht habt ihr ihnen manchmal Angst gemacht vor der Schule und dem Lehrer? Manchmal standet ihr vielleicht ohnmächtig den Unarten eures Kindes gegenüber und habt da versucht, es durch Drohungen einzuschüchtern, z. B. etwa so: „Na, komm' du nur in die Schule, da pfeift's aus einem anderen Ton!" Vielleicht hattet ihr dabei die leise Hoffnung, die Schule möchte euch da helfen, wo ihr versagtet?

Es ist verständlich, daß ihr die Angst vor der Schule als Erziehungsmittel benutztet. Aber ihr habt die Wirkung nicht beachtet. Nun sitzt euer Liebling in der Schule und schweigt. Kaum, daß aus dem sonst so lebhaften Kinde das geringste Wort hervorgezaubert werden kann. Muß hier nicht aller Unterricht ohne Erfolg bleiben? Denn alle Schularbeit muß in Freude geschehen, wenn sie Werte schaffen soll. Ihr aber habt in euerem Kinde die Furcht geweckt.

Vielleicht aber hat das Versagen eures Kindes einen anderen Grund. Viele Eltern versuchen, aus ihrem Kinde ein „Wunderkind" zu machen. In ihrem Ehrgeize trichtern sie dem Kinde alles Mögliche ein, damit es schon bei Schulanfang recht viel weiß. Es muß in sein armes Gehirn allen möglichen Krimskrams aufnehmen, den die Eltern für wichtig halten, z. B. das Zählen bis 20, das Schreiben des Namens, die Elemente des Lesens, die Namen von so und soviel Pflanzen und Tieren.

Dieses Züchten von „Wunderkindern" ist herzlich gut gemeint, aber ganz verfehlt. Ein solches „Wunderkind" empfindet die Schule im ersten Jahre als langweilig; es ist interessenlos und unaufmerksam. Es „weiß" ja „alles" schon. Das kann aber für das ganze Leben verhängnisvoll werden. Das Kind, das sich von Anfang an nicht richtig anstrengt, zeigt leicht auch späterhin Mangel an Aufmerksamkeit. Ein dauerndes Versagen ist unausbleiblich.

Eine Windmühle als Jugendherberge

Die im Jahre 1748 erbaute Windmühle auf dem Weinberg bei Bückeburg wurde als Landheim des Niedersächsischen Wanderklubs Hannover eingerichtet.

Die neue Jugendherberge am Lagower See.

Also läßt sich einem Kinde vor der Schule für die Schule gar nicht helfen?

O doch! Man kann ihm sogar sehr viel helfen; nur müßt ihr Eltern euch freimachen vom „Eintrichtern" im Sinne der alten Lernschule. Ja, man möchte euch fast bitten: „Bereitet euer Kind recht gut für die Schule vor; denn in der Vorschulzeit werden die Grundlagen einer guten Sinnes- und Geistesausbildung gelegt."

Ihr fragt nach dem Wie? Vor allem: Bildet die Sinne eures Kindes!

Oeffnet ihm die Augen! Helft ihm, die Natur zu beobachten: die Haustiere in ihrem Wesen und ihrer Lebensweise; Wald und Feld; Tiere und Pflanzen des Teiches usw. usw. Schafft ihm Gelegenheit zum Beobachten, indem ihr ihm ein paar Blumentöpfe oder ein Beet zum Säen und Pflanzen anweist und ihm ein kleines Aquarium anlegt. Laßt euer Kind die Farben kennen lernen, daß es das Weiß der Anemone vom Geld der Sumpfdotterblume unterscheiden kann. Die Pflanzennamen sind nicht so wichtig. Gebt dem Kinde Gelegenheit zum Zeichnen und zeichnet selbst viel mit ihm. Die geringen Anforderungen, die ein kleines Kind an eine Zeichnung stellt, können alle Eltern erfüllen.

Und ferner: Schärft neben dem Auge das Ohr eures Kindes! Lehrt es, die Tiere nach der Stimme zu unterscheiden, überhaupt die mannigfachen Laute der Natur, zu erkennen. Kann euer noch nicht schulpflichtiges Kind ein Lastauto von einem Personenauto dem Geräusch nach unterscheiden? Vermag es nach dem Klang der Schritte im Flur zu sagen, wer da kommt? —

Noch einmal: Bildet die Sinne eures Kindes! Unterstützt diese Ausbildung durch einfaches, klares, farbenschönes Spielzeug.

Wollt ihr euer Kind aber noch besser vorbereiten, dann gewöhnt es an die Arbeit, so daß es das Helfen im Garten, in der Werkstatt, im Haushalt als frohe Selbstverständlichkeit, nicht als harten Zwang empfindet.

Besonders wichtig ist auch die körperliche Ertüchtigung eures Kindes. Nur ein gesunder Leib kann die Anstrengungen der Schule ohne Schaden überstehen.

Und endlich: Ihr könnt euer Kind gut für die Schule vorbereiten, wenn ihr es zu den sozialen Tugenden erzieht, besonders zu Mitleid, Höflichkeit und Verträglichkeit.

Glaubt ihr nun, daß ihr eure Kinder gut vorbereiten könnt für den Eintritt in die Schule, ohne daß ihr aus ihnen „Wunderkinder" züchtet? —

Mutter und Schulkind von der Not befreit! Wer kennt nicht die Quälerei, wenn das Kind Mathematik zu lernen beginnt, in den herben Stoff sich nicht gut einfühlen kann und die Mutter hier auch nicht recht zu helfen vermag! Mathematische Begabung ist bekanntlich bei Knaben nicht häufig und bei Mädchen nur recht selten anzutreffen. Um sein eigenes Töchterchen zu fördern, kam ein Hamburger Privatlehrer und Dichert jüngst auf einen guten Gedanken. Er schrieb ein leichtfaßliches Lehrbüchlein in Versen, die etwas an Wilhelm Busch erinnern unter dem Titel: „Der lustige Mathematikus", von Cogitans, erschienen bei Karl Broschinski, Hamburg 5, Brennerstraße 4, mit anschaulichen Zeichnungen. All die Begriffe von: Planimetrie, Logarithmen, Trigonometrie usw., die den Schülern als trockene Materie stets mühsam vom Lehrer beizubringen waren, verwandeln sich durch die munteren Verslein in einen anziehenden beliebten Lehrstoff.

Als kleines Textbeispiel seien aus dem Kapitel „Grundbegriffe" folgende Verse angeführt:

„Hier will ich doch noch die „Ellipsen"
Ganz schnell dir in den Kaffee stippsen.
Wie die entsteh'n, merk es dir froh:
Ein Punktpferd hat hier Lenker zwo;
Ihm rutscht durch einen Ring am Beine
Ein und dieselbe Lenkerleine,
Und jeder Lenker hat vom Band
Ein Ende fest in seiner Hand.
Strafft dann der Gaul im Lauf die Schnur,
Dann wird „elliptisch" die Figur!
„Ellipse" wird die Bahn genannt;
Man sieht, daß sie dem Kreis verwandt —
Nur daß hier gleiche Summen stecken
Stets in den zwei Verbindungsstrecken.

Etwas vom werdenden Menschen.

Von Schulrat Adolf Tschechne.

Die Spiele der Kinder darf man nicht mit den nüchternen, zweckhungrigen Augen eines Erwachsenen ansehen. Das Spiel ist die Arbeitsform des Kindes! Im Spiele wachsen seine körperlichen und geistigen Kräfte, und seine Willenskraft, Ausdauer, geistige Anstrengung und innere Freude, dabei kann sich sehr oft mit der Arbeitsleistung des Erwachsenen messen.

Was ein Kleinkind körperlich leistet.

Ich sitze allein in der Promenade auf einer Bank. Auf der Bank mir gegenüber sitzt ein Dienstmädchen mit 3 Kindern: das Kleinste liegt im Wagen, ein dreijähriges Mädelchen steht an der Bank und spielt mit einer Puppe, und das dritte, ein 1½jähriges pausbäckiges Bengelchen, läuft umher. Es ist sich selbst überlassen, da das Dienstmädchen im Wagen zu schaffen hat. Dieser kleine Kerl erregt mein Interesse, so daß ich von meinem Buche immer wieder zu ihm hinsehen muß. Er hat nämlich viel zu tun. Er tappelt unaufhörlich hin und her. Da erweckt der grüne Rasen ihm Lust zu kühnen Taten. Wenn nur die Rasenbordschwelle nicht wäre! Aber für seine kleinen Beinchen ist sie doch eine riesige Stufe. Er stellt sich gierig, mit den Aermchen zitternd, davor, hebt ungeschickt ein Beinchen — und — liegt auf der Nase. Ohne Laut erhebt er sich wieder, stellt sich wieder auf; doch derselbe Mißerfolg. Und so noch dreimal! Da sieht ihn das Dienstmädchen auf der Erde liegen, kommt, schimpft über sein schmutziges Kleidchen und trägt ihn an die Bank. Aber nur einen Augenblick ruht er. Unbemerkt stiehlt er sich weg und versucht sein Wagnis noch einmal. Und siehe: es gelingt! Triumphierend steht er auf dem Wiesenrand. Gleich aber kehrt er sich um, steigt wieder hinab auf den Kies und fällt natürlich. Aber kein Murren; unverzagt versucht er aufs neue. Und ich nehme deutlich wahr, wie seine Steigeschritte sicherer werden, genauer abgemessen und erfolgreicher. Ich zähle 31mal seine Müheleistung! Dabei war nichts Lockendes auf der Wiese; nur die Freude an der Krafthandlung lohnte seine Anstrengung. Währenddessen war das dreijährige Mädchen 15mal und mehr die Steintreppe hinauf und herabgekrabbelt, was für das Kind jedesmal eine kleine Bergbesteigung bedeutete, denn die Beinchen mußten es bei jeder Stufe bis an den Bauch heben. Da wird der kleine Kerl auf den Rasen, auf das schöne Betätigungsfeld seines Schwesterchens, aufmerksam. Sein Wunsch erwacht, und sein Wille treibt ihn vorwärts. Mit balanzierenden Armen stapft er durchs hohe Gras; fast jedes Steinchen wird ihm Hindernis; viele Male fällt er, aber glücklich arbeitet er sich bis an die Stufen vor: Und nun beginnt die Arbeit! Auf allen Vieren kriecht das kleine Wesen in heißer Sonne 1—2—3—4—5 Stufen hoch! Da sieht ihn das Dienstmädchen, holt ihn, und strampelnd und schreiend wird er seinem Arbeitsfeld entzogen.

Modenbeilage „Mode vom Tage“

Verlags-Schnittmuster nur für Abonnenten. Kostüme und Kleider 90 Pf., Blusen, Röcke, Kindergarderobe und Wäsche 70 Pf. Zu beziehen durch die Geschäftsstelle.

Wieder Daheim!

619 625

620 621 622 623 624 626 627

619. Bluse mit gerader Passe und Hüftengürtel, der über den Rock greift. Die dem Vorderteil eingelegten Falten werden sowohl von der Passe wie auch vom Gürtel zusammengehalten.

620. Herrenartig geschnittene Weste, mit eingesetzten Blusenärmeln, über dem Rock zu tragen. Die Weite im Rücken wird durch einen schmalen Gürtel zusammengehalten.

621. Sportrock, aus kariertem Stoff, mit aufgesteppten Taschen.

622. Feine Biesen durchziehen das Westchen der hochschließenden Bluse, Achselstücke verbinden Vorder- mit Rückenteil. Der untere Rand wird einem Hüftengürtel zwischengearbeitet. Der Rock ist zweibahnig und hat eine Kellerfalte in der vorderen sowie hinteren Mitte.

623. Ueber den einfachen Rock, mit Falten in der vorderen Mitte, greift die lange Bluse. Biesen statten dieselbe an der Schulter aus. Eingesetzter Blusenärmel.

624. Der Rock ist zweibahnig und greift vorn und hinten übereinander. Die ärmellose Weste, deren vorderen Ränder ausgeholt sind, wird am Halsausschnitt und in Hüfthöhe durch kleine Schnallen zusammengehalten. Dazu kann man jede alte Bluse auftragen.

625. Bluse mit Umlegekragen, Jabot und eingesetzten Aermeln.

626. Rock mit Kellerfalten in der vorderen und hinteren Mitte und Zackenpasse.

627. Die Weste dieser hochschließenden Bluse sowie die Aermelpuffs sind in Biesen genäht. Der untere Blusenrand wird einer Hüftenpasse zwischengeschoben, die über den Rock greift.

Die Heimkehr von der Reise bringt Kleidersorgen. — Die kommende Linie der Mode steht noch nicht endgültig fest. — Man behilft sich für die Zwischenzeit mit Rock und Bluse. — Aus Altem wird Neues. — Allerlei hübsche Kragenformen, Westeneinsätze, Biesen und Passen helfen bei der Verwandlung. — Alte Kostümröcke bekommen zackige Passen, seitliche Kellerfalten, Faltengruppen, Seidenröcke werden rundherum plissiert. — All zu große Kürze ist unvornehm und überlebt. — Farbige Westen ohne Aermel ergänzen Rock und Bluse zum Complet.

„Also, es war sehr schön — wundervolles Wetter — fabelhafte Gegend — glänzendes Hotel — wunderbares Zimmer und sooo billig!“ Das ist momentan wieder einmal die Unterhaltung, die man überall hört. Der große Schub der Kindergesegneten unter den Ferienmenschen füllt langsam wieder die Straßen, die einige Wochen so angenehm leer waren, man muß schon wieder zu allen Tageszeiten in der Straßenbahn stehen, bei Meyers klopft Minna, die Perle, unentwegt Betten und Teppiche — kurz, man kommt zurück. Soweit man nicht überhaupt zu Hause geblieben ist. Die Heimkehrenden laufen mit braunen Indianergesichtern herum und staunen über das alte gute Berlin, als hätten sie es nicht nur vier Wochen, sondern vier Jahre nicht gesehen, die sechs Göhren aus dem oberen Stock können sich anscheinend nicht so rasch wieder daran gewöhnen, daß ein Berliner Mietshaus etwas weniger solide gebaut ist als der Harz, und veranstalten ein deckenerschütterndes Getrampel — Berlin erwacht aus dem Sommerschlaf. Eigentlich schläft diese betriebsame Stadt ja nie und die Vielen, die in den Julitagen daheimgeblieben sind, haben schon dafür gesorgt, daß allerlei los war, aber erst jetzt merkt man richtig, daß der bessere Teil des Sommers wieder einmal vorbei ist und rüstet sich für kommende Ereignisse. Die verehrten Mamas, Gattinnen und Schwestern stellen fest, daß sie eigentlich gar nichts anzuziehen haben für diese ersten Nachferienwochen. Bescheidene Bemerkungen der Finanzminister, sprich Papas und Gatten, daß man doch kurz vor der Reise ... werden mit einem mitleidig kategorischen: „Das habe ich doch unterwegs so strapeziert! Und der Saucenfleck, den mir der Taps von Kellner gemacht hat, geht auch nicht heraus!“ abgewiesen. Immerhin werden im Augenblick Anforderungen in dieser Richtung nicht gestellt; schließlich soll zugegeben werden, daß die Reise wie immer gerade die Hälfte mehr gekostet hat, als man im Voranschlag errechnet hat. Und man ist ja verständig genug, jetzt nicht gleich wieder ... Im übrigen ist die geplagte Schneiderin endlich einmal auf ein paar Wochen dahin entschwunden, wo keine Kundin sie erreichen kann, um sich für den Berg neuer Arbeiten zu stärken. Na ja, und drittens, so ganz genau weiß man doch noch nicht, was demnächst getragen werden wird: die Modeschauen der führenden Häuser sollen ja Ende des Monats den Auftakt der Ereignisse und Aufschluß über das Neueste geben. Stolz erklärt man also dem Gatten oder Vater: „Ich werde mich eben behelfen!“

Wenn eine Frau nichts anzuziehen hat, dann durchstöbert sie ihren Garderobenschrank und entdeckt, daß da noch eine ganze Masse schlummert, mit dem sie „sich behelfen“ kann. Da finden sich allerlei Blusen an, die ein wenig modernisiert werden könnten oder vielleicht die Jumpertaille des zartfarbenen Crêpe de Chine-Kleides, dessen Rock die Spuren einer köstlichen Majonnaise als Denkmal der Servierkünste des Pikkolos im Grand-Hotel in X. zeigt. Und dann hängen ja da auch noch ein paar Kostümröcke vom vorigen und vorvorigen Jahr. Wenn man da ... Also natürlich: Rock und Bluse sind ja gerade für die Augusttage, wo man eigentlich noch inoffiziell zu Hause ist, ganz das Gegebene, vor allem in Verbindung mit der schicken ärmellosen Weste aus leuchtendem Wollstoff. Und weil nach dem langen Faulenzen der Reisetage ein bißchen Arbeit geradezu eine Delikatesse ist, setzt man sich mit Schere, Fingerhut und Nadel auf den Balkon und ändert um. Die modernen Blusen sind ja so einfach in ihren Linien, daß man eigentlich sehr wenig Arbeit damit hat, sie in veränderter Gestalt aufleben zu lassen. Schon eine andere Kragenform macht da viel aus: der kleine schmale Bubikragen mit koketter Krawatte sieht immer niedlich aus, man kann natürlich auch statt der Krawatte ein graziöses Jabot über das Vorderteil herunterfließen lassen oder eine Art Stehumlegekragen mit langen Spitzen nach dem Vorbild der Herren der Schöpfung konstruieren. In Anbetracht der Möglichkeit einer neuen Hitzewelle, warum soll sie nicht auch dieses Jahr wieder einmal durch ihre Plötzlichkeit überraschen, wird es nicht unangebracht sein, die Bluse ein bißchen tiefer auszuschneiden und den Umlegekragen der Ausschnittlinie folgen zu lassen, um ihn durch eine richtige breitgebundene Krawatte abzuschließen. Das sieht übrigens immer sehr sportlich aus. Mit den Aermeln macht man sich noch weniger Mühe, schmale Bündchen sind ebenso modisch einwandfrei wie breitere Manschetten. Und wenn der Stoff am Unterarm den Weg alles Irdischen gegangen ist, dann setzt man einfach plissierte Unterärmel aus Schleierstoff oder Chinakrepp — je nach dem Material der Bluse — ein und gibt der Bluse einen entsprechenden Westeneinsatz in gleicher Art. Derartige Westeneinsätze sind ja überhaupt ein wundervolles Mittel, unerfreuliche Defekte des Blusenvorderteils verschwinden zu lassen. In Verbindung mit einem koketten Brusttäschchen werden sie sehr schick und modisch aussehen. Daß man mit Schulterpassen, die aus dicht bei dicht genähten feinen Biesen bestehen, oder ein paar lichter stehenden Biesen an der Schulter fabelhafte Effekte erzielen kann, weiß jede Frau von modischem Verständnis. Und da man sicher auch noch dies oder jenes Stück bunten Wollstoffes bei der Inspektion des Kleiderschrankes findet, ist auch die modische Weste nach dem Vorbild der mitgebrachten im Nu geschnitten und genäht. Findet man dann auch noch einen Kostümrock, der farblich zu dieser Weste irgendwie paßt, dann hat man ein hochmodernes Sportcomplet. Unten herum tritt die Schere in Aktion, den Rock zu kürzen, doch mit Zurückhaltung; denn ein kurzer Rock ist noch lange kein kniefreier Rock. Uebertreibungen in der Kürze wirken niemals damenhaft, und wenn die Botschaft aus Paris glaubhaft ist, will man dort langsam wieder zu vernünftigen Rocklängen zurückkehren. Für den sportlichen Rock ist die Arbeit am geringsten: er ist gerade geschnitten und bekommt an jeder Seite eine tiefe Kellerfalte, damit man frei ausschreiten kann. Wer die durch eifriges Mensendieken am Strand oder Bergkraxeln gewonnene schlanke Linie besonders betonen will, der macht sich ein bißchen mehr Arbeit und setzt an eine in vier Zacken auslaufende eng die Hüfte umschließende Passe den eigentlichen Rock an, dessen Weite nun in vier unterhalb jeder Zacke ansetzende Kellerfalten gelegt wird. Auch der in der Mitte übergeschlagene oder in eine Faltengruppe bzw. rundherum in Plissees — natürlich letzteres nur bei Seidenröcken — gelegte Rock paßt immer zur Bluse. Man muß halt probieren, was einem am besten steht und die wenigste Mühe macht.

Und während Minna in der Waschküche die reizenden Kleidchen nach den Reisewochen für kommende schöne Spätsommertage „auf neu“ erstehen läßt, sitzt man im Handumdrehen wieder mitten drin im Alltagsschaffen und feiert Auferstehung von Rock und Bluse. Aber nach den köstlichen Ferienwochen geht die Arbeit einem doch viel flinker von der Hand und der Gatte freut sich, daß sein geschwächter Geldbeutel diesmal noch verschont blieb. Diesmal — noch. Es wird bald anders kommen.

Anita Sell.

TECHNISCHE RUNDSCHAU

Neuerungen auf der Leipziger Technischen Messe und der Deutschen Ostmesse in Königsberg.

Die Leipziger Technische Messe 1927 wird auch zum Herbst ein gutes Bild vom Stande moderner Technik bieten.

Aus dem Gebiete der Bautechnik wird für viele Besucher ein Stahl-Verkehrshaus einen besonderen Anziehungspunkt bilden. Das Haus besitzt sehr ansprechende Formen nach einer neugeschaffenen Baukonstruktion. Seine Vorzüge bestehen in der Zerlegbarkeit und guten Transportfähigkeit des Baues. Der schnelle Aufbau ist sogar von ungeübter Hand möglich. —

Unter den Baumaschinen werden insbesondere die Mischer gut vertreten sein. Besonders interessieren dürfte der „Saxonia“ Beton- und Mörtelmischer D.R.P. Für den Baumeister ist es nicht nur notwendig, daß er Beton und Mörtel auf dem schnellsten Wege mischen läßt, er muß auch ebenso rasch das zu verwendende Material an Ort und Stelle bringen. Diesen Anforderungen entspricht auch der eben genannte Mischer, bei dem durch Wegfall des Beschickungswerkes, des Vorfüllkastens und Einfülltrichters an Kraft und Zeit gespart wird. Der Transportwagen bildet einen Teil der Mischtrommel. Daher bleibt das Material vom Verladeplatz bis zur Verwendungsstelle in ein und derselben Mulde. Sobald der Bau in die Höhe strebt, tritt der „Saxonia“ Bau-Aufzug D.R.P. selbst entleerend in Tätigkeit. Nach Beendigung der Mischung wird der Transportwagen in das Aufzugsgehänge eingefahren. An der gewünschten Stelle angelangt, kippt die Mulde selbsttätig das Material aus. —

Eine interessante Neuerung stellt auch ein Personenaufzug mit patentierter Feineinstellung dar. Die patentierte Einrichtung ermöglicht das exakte Halten des Fahrkorbes in genauer Fußbodenhöhe der betreffenden Stockwerke ohne Rücksicht auf Belastung oder Geschwindigkeit des Fahrstuhls. Eine weitere Neuerung besteht darin, daß im Fahrkorb eine Notsteuerung angeordnet ist, die es möglich macht, bei Sitzenbleiben des Stuhles zwischen zwei Etagen, den Fahrstuhl vom Fahrkorb aus bis zur nächsten Haltestelle zu fahren. Feineinstellung, wie Notsteuerungen lassen sich auch bei bereits bestehenden Anlagen einbauen. —

Auf dem Gebiete der Werkzeugmaschinen sind natürlich auch wieder gute Neuerungen und Verbesserungen zu verzeichnen, so sei auf eine Bandsäge mit doppelter Stirnzapfenlagerung und beweglich angeordnetem Motor aufmerksam gemacht. Die Welle des Motors ist zugleich die untere Bandsägewelle; der Motor ist nach Art eines Schiffskompasses beweglich aufgehängt. Hierdurch wird vermieden, daß die untere Sägewelle stark gelagert sein muß, die Anordnung ermöglicht, die untere Sägerolle nach Bedarf einzustellen, um den Lauf des Sägeblattes nach vor- und rückwärts zu justieren. Die Bandsäge hat einen Sägerollendurchmesser von 800 Millimeter, eine größte Schnitthöhe von 500 Millimeter, Motortouren 550 pro Minute. — Dann wird eine Kettenfräsmaschine gezeigt zur Erzeugung aller Schnitz- und Zapfenlöcher, wie sie auf jeder Kettenfräsmaschine hergestellt werden, außerdem aber besonders geeignet zur Herstellung von Schlitzen an fertigen Türen und anderen großen Arbeitsstücken. Die Maschine gestattet, daß eine fertige Tür vorn befestigt wird zur Erzeugung des Schlitzes mit der Fräskette. Das ist eine Neuerung, die dem Bedarf in der Praxis angepaßt ist. —

Auch unter den Nahrungsmittelmaschinen sind Neuerungen zu verzeichnen, so die Brötchen-Teigteil- und Wirkmaschine „Habämfa“. In 10—15 Sekunden werden 30, 36 oder 50 Teile tadellos gepreßt, geteilt und gewirkt. Es kann eine Stundenleistung von 5—8000 Stück erreicht werden. Der Antrieb ist durch Reichspatent geschützt. Teil- und Wirkmaschine werden gespart. Die Maschine ist stabil und einfach gebaut, infolgedessen leichte Bedienung auch durch Ungelernte. Jeder Teig kann verarbeitet werden, jede Gebäckart kann hergestellt werden, jedes Gewicht kann einwandfrei geteilt und gewirkt werden. Der Preis ist auch für kleine Betriebe erschwinglich. — Ein neuer Großgasherd wird vermutlich auch zu sehen sein. Er weist eine grundlegende Neuerung insofern auf, als die geschlossenen Herdplatten nicht wie bei anderen Anordnungen einseitig von den Gasbrennerflammen erhitzt werden, sondern daß durch die Anordnung der Gasbrennerdüsen in mehreren Reihen die gleichmäßige Erhitzung in allen ihren Teilen erreicht wird. Wesentlich ist auch die Konstruktion des Brennerhahnes, die eine sichtbare Einstellung der vier Phasen von ¼ bis Volleinstellung ermöglicht.

Interesse wird auch eine auf der Herbstmesse aufgestellte neue ortsfeste Azetylengaserzeugungsanlage finden, ferner eine neue Rettungs-Schneideausrüstung (Gewicht 95 Kilo) mit Spezialbrennern für Hilfsgerätewagen, die speziell für die erste Hilfeleistung bei Unglücksfällen für Eisenbahn wie auch Straßenbahn gedacht ist. Schließlich sei noch auf ein neues Veredelungsverfahren, das sogenannte Jirotka'sche Tauch-Verfahren, hingewiesen, zur Herstellung schützender und verschönernder Ueberzugsschichten auf Aluminium und anderen Leichtmetallen. Die Verwendungsmöglichkeiten des Verfahrens in der Praxis mit seinen überraschenden Wirkungen bei einfacher Methode sind außerordentlich zahlreich.

Auf der 15. Deutschen Ostmesse in Königsberg

fällt u. a. ein kompressorloser Dieselmotor von 45 PS. auf, der mittels Luftflasche angelassen wird. Ferner interessiert ein kompressorloser Halbdieselmotor von 6 PS., der mit Rohöl arbeitet.

Im Rahmen der milchwirtschaftlichen Fachausstellung wird u. a. ein Kühlschrank mit eingebautem Kühlautomat gezeigt, der mit Chlormethyl arbeitet und keinerlei Ventile, Stopfbüchsen, Rohrleitungen, Manometer und Treibriemen braucht. Ferner fällt eine Kühlmaschine in Verbindung mit einem Solekühler für 10 000 Kalorien in der Stunde auf. Die Kälteerzeugung erfolgt nicht durch Zirkulation des Ammoniaks innerhalb der zu kühlenden Räume, sondern durch den neuartigen patentierten Hochleistungsverdampfer im Solekühler. Letzterer dient gleichzeitig zur Erzeugung kleinerer Mengen Blockeis.

In der Fischereiausstellung findet sich eine sehr interessante Fisch-Entgrät-Maschine; diese köpft die Heringe, schneidet die Bauchlappen ab, putzt, entgrätet und putzt nochmals. Das erhaltene Fischstück braucht nur von Hand zusammengerollt zu werden und der Rollmops ist fertig.

Fort mit der Seekrankheit!

Moderne Technik im Kampf gegen das alte Uebel.

Von **Erich Brandt.**

Die Seekrankheit, die die bekannten körperlichen und seelischen Depressionen hervorruft, wird entweder durch das sogenannte Rollen oder das Stampfen des Schiffes erzeugt. Das Rollen, das für die Entstehung der Krankheit weit gefährlicher ist als das Stampfen, entsteht durch das Pendeln des Schiffes um seine Längsachse. Mit Stampfen bezeichnet der Seemann dagegen die Schwankungen um die Schiffsquerachse, während man die gesamte Schaukelbewegung des Schiffes „Schlingern“ nennt. Wie leicht erklärlich ist, tritt das Schlingern besonders stark auf, wenn die Wellen das Schiff direkt seitlich oder unter einem sehr spitzen Winkel treffen. Dann macht sich auch die Seekrankheit am meisten bemerkbar, während sie weniger auftritt, wenn das Schiff die Wellen fast senkrecht schneidet.

Entstehung des Rollens.

Die Schlingerbewegungen sind in hohem Maße abhängig von der Größe, der Form und der Belastung des entsprechenden Schiffes. Es ist klar, daß ein kleiner Dampfer mehr auf den Wellen herumtanzen wird als ein großes Schiff. Genau so selbstverständlich ist es, daß ein verhältnismäßig breites Schiff weit weniger schlingern wird als ein ganz schmales. Dagegen leuchtet es wohl nicht jedem ohne weiteres ein, warum ein Personendampfer im allgemeinen mehr schlingert als ein Frachtdampfer, oder ein Dampfer wiederum weniger als ein Segelschiff. Und doch ist dies gar nicht schwierig einzusehen, wenn man sich einmal etwas näher den Grund für das Rollen, die Hauptkomponente der Schlingerbewegung, ansieht.

Ungünstige Lage des Schiffes (seitlich).

Wie schon oben erwähnt, bedeutet das Rollen ein Hin- und Herpendeln um die Längsachse des Schiffes. Es wird sich also erst die eine Seite des Schiffes, z. B. die Steuerbordseite, heben und darauf senken, während sich nun gleichzeitig die andere Seite (Backbord) hebt usf. Bei diesen Verlagerungen des Schiffes muß sich natürlich auch der Schwerpunkt aus seiner Ruhelage hinausbewegen. Je tiefer dieser liegt, desto mehr Widerstand setzt er der Kraft entgegen, die ihn aus seiner Lage entfernen will, während er sehr leicht nachgibt, wenn er in der Nähe der Wasseroberfläche ruht. Aus diesem Grunde wird also auch ein Schiff, dessen Schwerpunkt verhältnismäßig tief liegt, weit weniger schlingern als ein anderes, dessen Hauptlast sich über dem Wasser befindet. Das letztere ist aber sehr oft gerade bei Passagierdampfern der Fall, auf denen sich die Hauptbelastung, d. h. alle Personen, Wohnräume usw. über der Wasserlinie befinden, während unterhalb derselben nur die Maschinen und Vorratsräume liegen. Wenn auch sie ein ganz enormes Gewicht darstellen, liegt der Schwerpunkt bei Personendampfern aber doch im allgemeinen verhältnismäßig hoch, so daß diese Dampfer besonders zum Schlingern neigen.

Anders verhält es sich meistens bei Frachtdampfern. Dort liegt neben der schweren Maschine auch die Ladung größtenteils unter der Wasserlinie. Deshalb schlingern auch schwerbeladene Erzdampfer am allerwenigsten.

Segelschiffe schlingern und rollen dagegen wieder ganz beträchtlich, und die modernen Seereisenden sollten froh sein, daß sie nicht mehr auf diesen schwankenden Fahrzeugen zu fahren brauchen. Bei ihnen fehlt nämlich erstens die schwere Maschine unter der Wasserlinie, und zweitens kommen die hoch hinausragenden Masten mit der nicht leichten Takelage über dem Wasser hinzu. Beides zusammen bewirkt, daß der Schwerpunkt bei Segelschiffen unverhältnismäßig hoch liegt. Die moderne Technik hat durch die Einführung der Dampfmaschine als Antriebskraft schon ein wohl ganz unbeabsichtigtes Mittel zur teilweisen Bekämpfung oder doch Verminderung der Seekrankheit gegeben.

Die eigentlichen Gegenmaßnahmen, die man in technischer Hinsicht gegen das zu starke Schlingern des Schiffes getroffen hat, sind jedoch ganz anderer Natur. Sie stammen alle aus der neuesten Zeit, denn bis zum Anfang dieses Jahrhunderts tat man nichts, um die Seekrankheit zu bekämpfen, sondern fand sich mit der unangenehmen Tatsache ab. Als einziges, nur schwach wirksames Gegenmittel verwendete man sogenannte Schlingerleisten, die sich längs des Schiffskörpers hinzogen und die Reibung der Schiffswand vermehrten. Den Ruhm, als erster ein ausgezeichnetes Mittel gefunden zu haben, das die Schlingerbewegung eines Schiffes auf ein Minimum herabzusetzen vermochte, gebührt dem Konsul Schlick, der kurz vor dem Kriege Aufsehen erregende Versuche mit dem von ihm erfundenen Schiffskreisel anstellte. Es handelt sich dabei um einen gewöhnlichen, verhältnismäßig großen Kreisel, der im Innern des Schiffes in sogenannter kardanischer Aufhängung angebracht ist. Das bedeutet, daß die eigentliche Achse des Kreisels in einem Ring gelagert ist, der wiederum in einer anderen Richtung schwingen kann. Wird nun der Kreisel in Rotation versetzt, dann schwingt der Rahmen, wenn das Schiff seine Rollbewegungen auf den Kreisel überträgt, in der Längsrichtung des Schiffes hin und her. Eben diese Schwingungen des Kreiselrahmens werden nun gebremst, wodurch ein nicht geringer Betrag der Schwingungsenergie vernichtet wird. Der Erfolg ist, daß das Schiff jetzt weniger hin und herpendelt als früher. Man hat bei den mit solchen Schiffskreiseln angestellten Versuchen wirklich erreicht, daß die Rollbewegungen des Schiffes bis auf zehn Prozent des normalen Betrags zurückgingen. Dennoch hat sich diese geniale Erfindung nicht durchsetzen können, weil sie finanziell große Ansprüche stellt und infolge ihres großen Gewichtes die Schwere des Schiffes erheblich vermehrt.

Zum Glück wurde aber kurz danach eine andere Erfindung gmacht, die zwar den letztgenannten Nachteil nicht umgeht, aber wenigstens so gut wie nichts kostet, während beim Schiffskreisel auch der Antrieb allein recht kostspielig war. Dieses andere wirksame Mittel zur Verminderung des Rollens und Stampfens sind die jetzt in fast allen großen Personendampfern eingebauten Schlingertanks, die meist in den Schotten, d. h. in den Hohlräumen zwischen der doppelten Wandung des Schiffes angebracht sind und gewöhnliches Wasser enthalten. Durch Röhren stehen sie miteinander in Verbindung, so daß, da sie nicht ganz gefüllt sind, beim Neigen des Schiffes das Wasser aus den höher liegenden Tanks in die tiefer liegenden fließen kann. Beim Hin- und Herpendeln des Schiffes muß also auch das Wasser zwischen den einzelnen Tanks beständig hin- und herströmen. Man erreicht nun in ähnlicher Weise wie beim Schiffskreisel durch Bremsung dieser Wasserbewegung in den Verbindungsröhren durch rauhe Oberflächen u. a. m., daß wesentliche Mengen der von den Wellen übertragenen Bewegungsenergie vernichtet und unschädlich gemacht wird. Diese Methode hat sich mit großem Erfolge in der Praxis bewährt, und ist auf zahlreichen modernen deutschen Schiffen zur Anwendung gekommen.

Schematische Darstellung des Schlingertanks.

Eine neue Motorstraßenwalze.

Durch die nach dem Krieg einsetzende Flut der Kraftfahrzeugzunahme wurden unsere ehedem so guten Straßen, durch die weit höhere Inanspruchnahme, sehr mitgenommen. Zu der Reihe der die Straßendecke erhaltenden Maschinen ist eine bemerkenswerte Neukonstruktion gekommen, die sich schon unter den schwierigsten Verhältnissen bewährt hat.

In Ergänzung zu den allenthalben üblichen Straßenwalzen mit Dampfantrieb, baut jetzt eine bekannte Lokomotivfabrik in München auch eine Motorwalze.

Der Antrieb dieser Walze, die sich sowohl in ihrer Form, als auch ihrem inneren Aufbau von bekannten Arten unterscheidet, erfolgt normal durch einen 3 Zylinder-Dieselmotor kompressorloser Bauart mit 27 PS. Die Zylinder sind in der Längsachse des Fahrzeuges angeordnet. Entsprechend der großen Wichtigkeit, die im Walzbetrieb der leichten Umkehrbarkeit der Fahrtrichtung beigemessen wird, ist auf die Durchbildung des sogenannten Wendegetriebes größter Wert gelegt.

Im Gesamtaufbau ist dem ganzen Fahrzeug durch Vereinigung großer, starrer Formgußstücke eine hohe Stabilität, und durch zweckmäßige Verkleidung der zu schützenden Teile auch Formenschönheit gegeben.

Die Walzräder können als Stahlgußkörper oder in Blechausführung für Wasserfüllung angebracht werden. Für besonders schwere Walzarbeiten ist die Anbringung von Belastungsgewichten möglich.

Neue Radiumfunde in Australien.

Eine neue Meldung über die Entdeckung von radiumhaltigen Mineralien zu Illenelg-Hills lenkt die Aufmerksamkeit auf die großen Radiummengen, die sich in West-Australien befinden. Zwar sind dort weder Pechblende noch Karnot gefunden worden, die die gewöhnlichen Träger des Radiums sind, aber die Pegemative des Wodgina-Gebiets enthalten drei Mineralien, Mackintoschit, Thorgummit und Pilbarit, die an Radium, Uranium und Thorium reich sind. Nach den Angaben der australischen Regierungs-Mineralogen sind ganz gewaltige Radiummengen aus dieser Gegend zu erwarten, wenn man auch freilich den Wert der Funde noch nicht genau angeben kann.

Radio u.

Bastler-Ecke.

Heizwiderstand.

Von der richtigen Bemessung des Heizwiderstandes hängt nicht allein die Güte des Empfanges, es hängt davon auch die Lebensdauer der Lampe sowohl wie der Batterie ab. Diese drei Punkte sind wichtig genug, um etwas über den Heizwiderstand zu sagen.

Es ist durchaus verfehlte Sparsamkeit, am Heizwiderstand zu knausern, denn gerade hier rächt sich die Sparsamkeit oft genug sehr bitter. Ein schlechter oder unregelmäßiger Gleitkontakt kann oft genug die ganze Röhre kosten, wenn sich plötzlich ein verstärkter Strom ergibt, nachdem er kurz vordem unterbrochen war. Bei zu großem Widerstand ist der Stromverbrauch wieder zu groß. Es versteht sich von selbst, daß die Stromquelle im Verhältnis zum Verbrauch der Röhre nicht zu groß gewählt wird, weil dann zuviel Strom ungenützt im Widerstand verrichtet werden muß.

Widerstände ohne Körper haben viel Verlockendes für sich, aber sie sind nicht massiv genug, um nach längerem Gebrauch, besonders in Experimentiergeräten, noch tadellos zu arbeiten. Eine feste Unterlage für den Widerstandsdraht ist durchaus erforderlich. Absteckwiderstände findet man heute nur selten. Sie kommen für den Bastler nicht in Frage, da ein genaues Regeln der Heizstromzufuhr mit ihnen gar nicht möglich ist. Auf ein gleichmäßiges Ansteigen der Heizstromstärke ist besonders Gewicht zu legen, weil dadurch Ueberraschungen vermieden werden.

Man findet bei manchen Geräten für alle Lampen oft nur einen Widerstand. Das ist sparsam, aber es setzt voraus, daß alle Lampen den genau gleichen Heizstrom benötigen. Praktisch wird man diese Voraussetzungen selten erfüllt finden, da selbst die Lampen einer Type kaum die gleichen elektrischen Daten aufweisen. Immerhin ist der Einfluß dieser kleinen Abweichungen nicht so sehr groß, wenn es sich um Röhren aus Niederfrequenzstufen handelt; bei Audion und Hochfrequenz dagegen spielt die genaue Bemessung des Heizstromes eine zu ausschlaggebende Rolle, als daß für das Audion in Verbindung mit anderen Röhren ein getrennter Heizwiderstand zu umgehen wäre.

Der Widerstand soll in Röhren angepaßt und weder zu klein noch zu groß sein. Ist er zu klein, wird der Heizfaden zu stark beansprucht, so daß er, wenn nicht sofort, so doch nach mehr oder minder kurzer Zeit durchbrennt. Ist der Widerstand zu groß, so ist die Einregelung, da sie zu schnell erfolgt, sehr schwierig.

Man berechnet die Größe des Widerstandes nach der Gleichung Widerstand gleich Akkumulatorspannung minus Röhrenspannungsbeanspruchung durch Röhrenstromstärkerverbrauch. Eine Röhre, die eine Spannung von 1,2 Volt bei einem Stromverbrauch von 0,08 Ampere erfordert, braucht also genau berechnet, an einer Stromquelle von 2 Volt einen Widerstand von 2 — 1,2 = 0,8 dividiert durch 0,08 = 10 Ohm. Allerdings wählt man den Widerstand so, daß er um 50 bis 100 Prozent größer ist, als der errechnete Wert, um einen Spielraum zu lassen, weil ja der Akkumulator meist etwas mehr als 2 Volt bezw. 4 Volt enthält.

Aus aller Welt.

Rußland. In Sowjetrußland können jetzt Sonderabonnenten, die kein Empfangsgerät besitzen, Uebertragungen durch Anruf bei Telephonamt übermittelt erhalten.

Schweiz. Der Rundfunksender Lausanne sendet jetzt auf Welle 680 Meter statt auf der bisherigen Welle 950 Meter.

Amerika. Am 19. September wird im Madison Square Garden, wie alljährlich, die amerikanische Weltfunkmesse eröffnet werden. Zur Zeit dieser Ausstellung, am 21. September, wird das vierte Jahresbankett der Funkindustrie stattfinden, dessen Reden und Darbietungen auf über ein halbes Hundert amerikanischer Sender übertragen wird.

Tschechoslowakei. Zur Durchführung der neuen Steuerreform will man hier auch den Rundfunk heranziehen, wie der tschechische Finanzminister zum Ausdruck gab. Es ist beabsichtigt, durch Finanzfachleute im Rundfunk Vorträge über diese Steuerreform und über die Steuern überhaupt halten zu lassen. Dem einzelnen Bürger wird es dadurch leichter, seinen Verpflichtungen dem Staat gegenüber nachzukommen, da er jetzt auch in leicht faßlicher Form erfährt, wie er sich selbst vor zu hoher Einschätzung und der sonstigen Schäden, die durch Verzögerung in der Zahlung usw. entstehen können, schützen kann.

Italien. In Rom werden neuerdings die Darbietungen am Ende und am Anfang durch Harmoniumklänge gekennzeichnet.

Fragen und Antworten.

M. L. Frage: An meinem selbstgebauten Gerät üben einige der selbstgewickelten Spulen so gut wie gar keine Rückkopplungswirkung aus, während andere Spulen wieder ausgezeichnet arbeiten. Ich habe versucht, durch Umstecken Besserung zu erzielen, aber es ist mir nicht gelungen. Woran liegt dieser Fehler und wie kann ich ihn beseitigen?

Antwort: Ein einfaches Umstecken der Spulen ist ohne Erfolg, da sich dadurch keine Veränderung der elektrischen Verhältnisse ergibt. Polen Sie die Spulen um, indem Sie sie sorgsam vom Sockel lösen und die Anschlüsse vertauschen. Dieses Umpolen ist auch bei Antennenkopplungsspulen (Gitterkreisspulen) oftmals sehr wirksam. Der nichtbefriedigende Empfang ist nicht selten in der falschen Polung der Spulen zu suchen.

F. R. Frage: Was ist ein Maschinen- und was ein Röhrensender?

Antwort: Ein Maschinensender ist ein Sender, bei dem die schnellen Schwingungen durch reine Induktionsvorgänge mittels Transformatoren oder Maschinen erzeugt werden. Beim Röhrensender werden diese schnellen Schwingungen durch Kathodenröhren hervorgerufen.

Briefkasten für unsere Bezieher.

H. R. Frage: Ich empfange mit einem Detektorapparat mit Schiebespule Königswusterhausen sehr gut. Berlin dagegen nur sehr schwach. Woran liegt das und was kann ich dagegen tun?

Antwort: Die Abstimmittel Ihres Gerätes können eine so kurze Welle nicht ohne große Dämpfung empfangen, da durch Veränderung des Schieberabgriffes tote Windungen bleiben, die abschwächend wirken. Es ist aber auch möglich, daß das Maß Ihrer Antenne nicht für den Empfang der Normalwellen geeignet ist. Ratsam ist es in Ihrem Falle, keine Schiebespule, sondern kleine Spulen irgendwelcher Form für den Empfang von Berlin zu verwenden, die bei genauer Abstimmung keine oder wenigstens nicht so viel tote Windungen lassen. Ob allerdings die Lautstärke auch dann ebenso groß wie die beim Empfang des Königswusterhausener Senders ist, bleibt zu bezweifeln, da erstens der Berliner Sender nur mit einer Energie von 4 KW. sendet, während Königswusterhausen 8 KW. ausstrahlt, und zweitens der Witzlebener Sender weiter als der Sender mit Welle 1250 Meter von Ihrer Empfangsantenne entfernt ist.

Der Rundfunk und die französische Landwirtschaft. Das „Journal officiel" vom 30. Juli veröffentlicht ein kürzlich angenommenes Gesetz. Nach diesem Gesetz „steht dem Landwirtschaftsminister das Recht zu, von den ihm durch Gesetz vom 5. August 1920 zur Verfügung gestellten Mitteln eine Summe bis zu 500.000 Franken jährlich im voraus zu erheben, um durch Zuschüsse die Einrichtung und den Betrieb von Rundfunksende- und Empfangsstellen, die der allgemeinen Verbreitung landwirtschaftlicher Kenntnisse oder der landwirtschaftlichen Propaganda dienen, fördern zu können."

Der neue Neckarkanal.

Die Kanalisierung und Schiffbarmachung des Neckars geht seiner Vollendung entgegen.

Das Neckarkraftwerk zwischen Heidelberg und Wieblingen.

Die große und malerische Stauanlage in Heidelberg.

Das neue große Kraftwerk Halle-Trotha.

In Halle-Trotha ist ein riesiges Kraftwerk im Entstehen begriffen, das nach seiner Fertigstellung den Stadtkreis Halle mit Strom versorgen wird.

Die Elektrifizierung Palästinas mit Ausnützung des Jordan-Gefälles

Der Bau des Elektrizitätswerkes bei Tiberias.

Ärztliche Rundschau

Trichinosis.

Die Trichinenkrankheit des Menschen entsteht durch Genuß trichinenhaltigen Schweinefleisches. Die Krankheit tritt naturgemäß meist gruppenweise auf, da, wenn ein trichinöses Schwein geschlachtet wird, mehrere Menschen sich anzustecken pflegen. Doch kommt auch isoliertes Auftreten vor, wodurch die Diagnosenfeststellung erschwert wird. Die Ansteckung durch Schweinefleisch erfolgt deshalb, weil die Trichine, ein zur Gattung der Faden- oder Rundwürmer gehöriger Parasit, vorzugsweise bei Schweinen vorkommt. Außer beim Schwein, beim Haus- oder beim Wildschwein, kommt die Trichine auch bei der Ratte, Maus, Katze, beim Hamster, Iltis, Fuchs, Marder und Igel vor und durch Fütterung ist dieser Parasit auf Kaninchen, Meerschweinchen, gelegentlich auch auf das Kalb, den Hund, das Schaf und auf Vögel übertragen worden. Im menschlichen und tierischen Organismus kommen die Trichinen in zwei Formen vor: als geschlechtsreife Individuen, die im Darm ihren Sitz haben: Darmtrichinen, und als Larven, die sich im Muskel vorfinden: Muskeltrichinen. Die Häufigkeit des Vorkommens der Trichinose beim Schwein ist in den einzelnen Ländern sehr verschieden. Verhältnismäßig selten ist sie in Frankreich, Italien und Spanien. Und hier ist die Verbreitung in Nord- und Mitteldeutschland wiederum eine weit größere als in Süddeutschland. Besonders häufig ist die Erkrankung bei den Schweinen in Amerika. Wie bereits erwähnt, erkrankt der Mensch ausschließlich infolge des Genusses von Schweinefleisch, das Muskeltrichinen in noch entwicklungsfähigem Zustande enthält: Trichinosis. Eine besonders große Gefahr ist die in Nord- und Mitteldeutschland verbreitete Sitte des Genusses von rohem Schweinefleisch. Es erklärt sich dadurch auch die Häufigkeit und die Schwere der in diesen Gegenden beobachteten Krankheitsfälle, während in Süddeutschland, wo man rohes Schweinefleisch seltener ißt, die Trichinosis nur selten zu beobachten ist.

Kochen oder Braten bieten keinen genügenden Schutz vor der Infektion. Wenn auch freie Trichinen bereits bei 55 Grad Hitze, eingekapselte bei 75 Grad abgetötet werden, so werden doch so hohe Temperaturgrade, besonders bei großen Fleischstücken in der Mitte, nur nach ganz besonders langer Anwendung von Hitze erreicht. Es bedarf mehrstündigen Kochens, wie eingehende Untersuchungen bewiesen haben, daß im Innern vom Fleisch diese Temperatur erreicht wird. Besonders leicht kann die Uebertragung der Trichinen auf den Menschen durch schnell geröstete Wurst geschehen, da bei ihrer Zubereitung die Temperatur selten über 25 Grad beträgt.

Ebenso wenig bieten Einpökeln und Räuchern des Schweinefleisches Schutz, wenn sie nicht lange und gründlich zur Anwendung kommen. Am wirksamsten ist das Einpökeln, wenn es ohne Zusatz von Wasser unter reichlicher Anwendung von Salz erfolgt. Von den Räucherungs-Methoden bewährt sich am besten die Heiß-Räucherung. Dagegen schützt die kalte Räucherung, insbesondere die vielfach übliche Schnellräucherung nicht vor Ansteckung.

Wie eine sorgfältige Zubereitung des Schweinefleisches die Ansteckungsgefahr vermindert, zeigt sich am besten in Amerika. Dort ist die Trichinosis, obwohl bei dem Schweine sehr häufig vorkommend, durch die sorgfältige Zubereitung, Kochen, Braten, Pökeln und Räuchern, eine verhältnismäßig seltene Krankheit.

Die Disposition zur Trichinosis ist für jedes Alter und Geschlecht gleich. Kinder sollen aber weniger empfänglich sein. Eine Immunität gegen die Trichinosis gibt es nicht.

Das Auftreten der Krankheiterscheinung nach der Ansteckung hängt von der Stärke der Infektion ab. Sie kann in schwereren Fällen bereits nach wenigen Stunden auftreten, aber auch erst bis sechs Wochen nach der Ansteckung sich zeigen. In den schweren Fällen zeigt sich unter hohem Fieber ein mit heftigen Allgemeinerscheinungen verlaufendes Krankheitsbild, als wesentlichste Symptome schwere Erkrankungen des Magen- und Darmkanals und der Muskeln, Oedöme, besonders am Gesicht und an den Gliedmaßen und mehr oder minder schwere Atemnot durch Erkrankung der Atemmuskulatur. Der Verlauf ist bei den einzelnen Krankheiten verschieden und ihre Dauer wechselnd. Fieber dauert etwa drei Wochen, bei schweren Fällen sieben Wochen. Sehr lange zieht sich die Rekonvaleszenz hin. Steifheit und Schwäche der Muskulatur bleiben noch sehr lange bestehen. Schwerere Fälle enden häufig tödlich, bei sehr schweren Erkrankungen nach sechs Wochen, seltener nach sieben Wochen.

Die Zahl der Todesfälle schwankt zwischen 5 und 20 Prozent. Am günstigsten sind die Aussichten im kindlichen Lebensalter.

Die Schwere der Erkrankung erfordert selbstverständlich eine sorgfältige ärztliche Behandlung, über deren Einzelheit alles dem Arzt überlassen bleiben muß.

Ein spezifisches Mittel gegen die Trichinose ist nicht gefunden. Es gibt nur ein Kampfmittel dagegen: die Prophylaxe. In dieser Beziehung ist sehr viel erreicht worden durch die obligatorische Fleischbeschau. Durch die konsequente Durchführung derselben ist die Erkrankung, der in früheren Zeiten viele Menschen zum Opfer gefallen sind, sehr selten geworden. Die gesetzliche Fleischbeschau hat zur Aufgabe, alles für den Verbrauch bestimmte Schweinfleisch auf Trichinen zu untersuchen. Es sind bestimmte Muskeln, welche mikroskopisch durch Tierärzte oder durch darin ausgebildete Fleischbeschauer untersucht werden. Außer dem Hausschwein muß auch das Wildschwein untersucht werden. Die Durchführung der amtlichen Trichinenschau macht das Verbot der Hausschlachtung notwendig, da dadurch die Umgehung der amtlichen Schau möglich würde. Nur öffentliche Schlachthöfe mit obligater Fleischbeschau sind zu gestatten.

Eine wichtige Forderung ist ferner eine unschädliche Beseitigung des trichinösen Fleisches. Ferner ist es wichtig, die Ausbreitung der Trichinose unter den Schweinen zu verhüten durch reinliche Haltung und Fütterung der Schweine in den Ställen, durch das Fernhalten der Ratten von den Schweineställen und durch das Verbot, Schweine in Abdeckereien mit ungekochtem Fleisch zu füttern.

Ein neues Irrenfürsorgegesetz in Vorbereitung.

Die bisherigen Verordnungen über Irrenfürsorge sollen in Preußen durch ein Irrenfürsorgegesetz ersetzt werden. Der Entwurf ist im Ministerium bereits festgesetzt und soll demnächst dem preußischen Abgeordnetenhause vorgelegt werden. Sein Inhalt ist etwa folgender:

Das Gesetz gilt für alle privaten und öffentlichen Krankenanstalten, die in ihrem ganzen Anstaltsbereich oder in einzelnen Abteilungen Geisteskranke zur fachärztlichen Behandlung, zur Pflege oder Obhut aufnehmen. Ausgenommen sind die Universitätskliniken. Für die Aufnahme in einer Anstalt ist die Anstaltspflegebedürftigkeit notwendig. Diese ist vorhanden, wenn ein Kranker zu seiner Heilung, Pflege oder Behandlung in eine Heil- und Pflegeanstalt gebracht werden muß, oder wenn er infolge seiner Krankheit für sich oder andere oder für die öffentliche Ruhe, Sicherheit oder Ordnung gefährlich ist. Und endlich, wenn er in bezug auf Aufsicht, Schutz und Verpflegung oder ärztlichen Beistand gefährdet ist. Die Unterbringung in eine Anstalt ist von einer Statthaftserklärung oder einer Anordnung abhängig. Die Statthafterklärung erfolgt auf Antrag. Der Kreis der Antragsberechtigten ist in dem Gesetzentwurf genau festgelegt. Mit dem Antrag muß gleichzeitig das Zeugnis eines im Deutschen Reiche approbierten Arztes vorgelegt werden. Das ärztliche Zeugnis darf nur auf Grund einer persönlichen Untersuchung, die nicht länger als zwei Wochen zurückliegt, ausgestellt werden. In diesem Zeugnis muß die Geisteskrankheit genau auseinandergesetzt und die Notwendigkeit der Unterbringung in einer Heil- und Pflegeanstalt ausdrücklich bescheinigt sein. Das ärztliche Zeugnis muß innerhalb vier Wochen nach seiner Ausstellung vorgelegt werden. Der Tag der Untersuchung und das Datum der Ausstellung des Zeugnisses muß genau angegeben sein. Der Kranke darf erst in einer Anstalt untergebracht werden, wenn der Antrag auf Statthafterklärung genehmigt ist. Des weiteren sind die Fragen der Anfechtung, der Zuständigkeit, der Zurücknahme der Statthafterklärung in dem Gesetzentwurf genau erörtert.

In Dringlichkeitsfällen kann die Unterbringung eines Geisteskranken in eine Heil- und Pflegeanstalt angeordnet werden. Sie hat dann in der öfentlichen Irrenanstalt zu erfolgen. Doch kann der Minister für Volkswohlfahrt auch Privatanstalten ermächtigen, derartige Kranke gleichfalls aufzunehmen. Auch diese Anstalten sind alsdann zur Aufnahme verpflichtet. Eine Aufnahme ohne alle Formalitäten erfolgt nur, wenn für das Leben oder die Gesundheit des Kranken eine dringende Gefahr vorliegt. Bei der Aufnahme von Kranken in Privatanstalten ist das Zeugnis eines Kreisarztes oder des leitenden Arztes einer öffentlichen Heil- und Pflegeanstalt notwendig. Fehlt dieses Zeugnis, so muß der Kranke innerhalb drei Tage nach der Aufnahme in die Anstalt vom Kreisarzt untersucht werden.

Die Fliege als Krankheitserreger.

Die Bekämpfung der Fliegenplage gehört zu den wichtigsten volkshygienischen Aufgaben, die während der nächsten Jahre zu lösen sind.

Die unmittelbare Uebertragung von Krankheitskeimen finden auf rein mechanischem Wege statt, d. h. ohne daß die betreffenden Keime an oder in der Fliege erst eine besondere Entwicklung durchmachen müssen. Infolgedessen kann eine Krankheitsübertragung durch Fliegen auch viel leichter zustande kommen als z. B. die Uebertragung des Wechselfiebers (Malaria) durch Stechmücken (Schnaken), bei welcher der Malariaerreger erst in verschiedene Entwicklungsstadien in der Mücke durchlaufen muß, ehe er fähig ist, beim Menschen die Krankheit hervorzurufen.

Auf die Möglichkeit einer mittelbaren Krankheitsübertragung durch nichtstechende Fliegen achtete man erst genauer, als man die Entwicklung und Lebensweise der Fliegen näher kennenlernte. Die Fliegen suchen sowohl zum Zweck der Eiablage, als auch um Nahrung zu sich zu nehmen, mit Vorliebe Kot und andere Auswurfstoffe der verschiedensten Herkunft auf. Dabei bleiben nicht nur an ihren Füßen, sondern auch an den zahlreichen Haaren und Borsten, mit denen Körper und Flügel bedeckt sind, sehr leicht kleinste Teilchen des von den Fliegen besuchten Unrats hängen.

Beschmutzen sich nun Fliegen auf die eben beschriebene Weise mit dem Kote eines von einer ansteckenden Darmkrankheit, wie Typhus, Cholera, Ruhr, Sommerdurchfall u. a., befallenen Menschen oder eines sog. Keimträgers, der die Erreger derartiger Krankheiten in seinem Darm beherbergt und, ohne irgendwelche Erscheinungen der betreffenden Krankheiten aufzuweisen, mit dem Kot oft massenhaft ausscheidet, so können mit den Kotteilchen auch die Erreger der in Frage kommenden Darmkrankheiten sich äußerlich dem Fliegenkörper anheften und dort einige Zeit am Leben bleiben. Da Fliegen von menschlichen Ausscheidungen — Kot, Auswurf usw. — auch zu fressen pflegen, so können Krankheitskeime, die in solchen Ausscheidungen vorhanden sind, auch in den Fliegendarm gelangen, wo sie, wie genaue Untersuchungen ergeben haben, ebenfalls einige Zeit lebend und ansteckend bleiben.

Außer Kot und anderen Ausscheidungen werden aber bekanntlich auch die verschiedensten Nahrungsmittel (Milch Käse, Butter, Brot, Obst u. a.) von Fliegen zwecks Nahrungsaufnahme gern aufgesucht. Auf oder in diese Nahrungsmittel kann nun eine Fliege, die kurz zuvor in der obenbeschriebenen Weise Krankheitskeime aus infizierten Ausscheidungen aufgenommen hat, die Krankheitskeime übertragen. Nimmt dann ein Mensch das so von Fliegen durch Krankheitskeime verunreinigte Nahrungsmittel zu sich, so können auf diesem mittelbaren Uebertragungswege die Krankheitskeime in den Darm des Menschen gelangen, sich dort vermehren und eine Erkrankung herbeiführen.

Eine solche mittelbare Krankheitsübertragung durch nichtstechende Fliegen kann besonders leicht durch Vermittlung von Milch zustande kommen. Denn Milch wird von Fliegen besonders gern zur Nahrungsaufnahme aufgesucht, sie bildet für sehr viele Bakterien einen besonders günstigen Nährboden, so daß die in sie gelangenden Krankheitskeime sich unter Umständen noch beträchtlich vermehren können, ehe die durch Fliegen infizierte Milch vom Menschen in ungekochtem Zustand aufgenommen wird. Die Möglichkeit einer Infektion der Milch durch Fliegen ist naturgemäß auf dem Lande, wo die hygienischen Verhältnisse mitunter noch viel zu wünschen übrig lassen, besonders groß Dort ist häufig ein lebhafter und ungehinderter Verkehr der Fliegen zwischen dem Kuhstall und der oft sehr einfachen Abortanlage möglich, so daß eine Verschleppung etwa vorhandener Krankheitserreger aus der Abortgrube schon in die frisch gemolkene Milch im Kuhstall sehr leicht stattfinden kann. Auf eine durch Fliegen erfolgende Infektion der Milch wird z. B. ein Teil der Fälle von sog. Sommerdurchfall der Säuglinge zurückgeführt, einer Erkrankung, die gerade in den Monaten Juli bis September, in welchen die Fliegen am zahlreichsten sind, besonders häufig aufzutreten pflegt.

Daß Typhus, Ruhr und Cholera auf die beschriebene mittelbare Weise durch Fliegen übertragen werden können, ist verschiedentlich mit Sicherheit nachgewiesen worden. Auch die Eier von Eingeweidewürmern (Bandwurm, Spulwurm u. a.) können zuweilen durch Fliegen auf menschliche Nahrungsmittel verschleppt werden.

Da Fliegen häufig auch menschlichen Auswurf aufsuchen, der, falls er von einem Lungenkranken stammt, Tuberkelbazillen enthalten kann, so besteht auch die Möglichkeit einer Verschleppung von Tuberkelbazillen durch Fliegen.

Aber nicht nur mittelbar, sondern auch auf unmittelbarem Wege von Mensch zu Mensch können die Erreger mancher ansteckenden Krankheiten, wie z. B. die des Aussatzes (Lepra), der ägyptischen Augenkrankheit (Trachom), der verschiedenen Wundinfektionen (Eiterungen, phlegmonöse Entzündungen, Wundrose, Wundstarrkrampf u. a.) durch nichtstechende Fliegen übertragen werden, wobei die Anziehung, welche offene Wunden und Geschwüre, sowie die Augen-, Nasen- und Mundschleimhaut auf Fliegen ausüben, von einer gewissen Bedeutung ist. In gleicher Weise kann durch Stechfliegen eine unmittelbare Uebertragung von ansteckenden Krankheiten erfolgen, nämlich dann, wenn deren Erreger dauernd oder wenigstens zeitweise im Blut leben, wie dies z. B. bei Milzbrand und Septikämie (sog. Blutvergiftung) der Fall ist. Wenn eine Stechfliege zunächst an einem von einer solchen Krankheit befallenen Menschen oder Tier Blut saugt, so nimmt sie hierbei die betreffenden Krankheitserreger mit dem Blut in sich auf; bei erneutem Blutsaugen an einem gesunden Menschen oder Tier kann sie dann, wenigstens innerhalb einer gewissen Zeit, rein mechanisch durch den Stich die Krankheitskeime übertragen und damit die Krankheit hervorrufen. Außerdem kann aber natürlich auch durch Stechfliegen eine mittelbare Krankheitsübertragung, wie sie oben näher beschrieben wurde, zustande kommen.

Die unmittelbare oder mittelbare Uebertragung von ansteckenden Krankheiten durch Fliegen stellt allerdings nur eine der verschiedenartigen Uebertragungsmöglichkeiten dar; der Hinweis darauf, daß die Möglichkeit einer solchen Uebertragung bei einer ganzen Anzahl ansteckender Krankheiten erwiesen ist, dürfte aber an sich schon genügen, um die Bedeutung, die einer möglichst einheitlichen und planmäßigen Bekämpfung der Fliegenplage im Hinblick auf die Gesundheit des Menschen zukommt, deutlich hervortreten zu lassen. Denn eine vollständige und durchgreifende Bekämpfung einer ansteckenden Krankheit ist nur dann gesichert, wenn alle Verbreitungsmöglichkeiten der Krankheitserreger — und zu diesen Möglichkeiten gehört auch die Uebertragung und Verschleppung durch Fliegen — möglichst ausnahmslos ausgeschaltet werden.

Kleine medizinische Rundschau.

Errichtung eines Instituts für medizinische Forschung. In Heidelberg ist im Anschluß an die dortige medizinische Klinik die Errichtung eines Institutes für medizinische Forschung geplant, das an die Kaiser-Wilhelm-Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaften angegliedert werden soll. Das Institut soll die Grenzgebiete zwischen der Medizin, der Chemie, der Physik und der Physiologie in erster Linie pflegen. Es ist beabsichtigt, außer Geheimrat Prof. Dr. v. Krehl, dem Leiter der inneren Klinik in Heidelberg, hervorragende Gelehrte auf den genannten Gebieten als selbständige und gleichberechtigte Mitarbeiter zu berufen. In dem Institut werden die bestehenden Institute für Krebsforschung und für Eiweißforschung in Heidelberg aufgehen.

Die Verfärbung der Zähne.

Man hat unter den Ursachen für die Verfärbung der Zähne zu unterscheiden zwischen äußeren Einflüssen und inneren Erkrankungen. Die ersteren veranlassen Niederschläge, die die Zähne teilweise oder ganz überziehen. Der Genuß von Kaffee, Tee, Kakao, Kirschen, Blaubeeren usw. genügt, die Zähne durch eine dünne Schicht zu verfärben. Verschiedenfarbige dünne Niederschläge finden wir auch bei Leuten, die beruflich mit Metallen und Farben hantieren: Maler, Schriftsetzer, Eisenarbeiter, Schlosser, Schmiede, Kupfer- und Bronzearbeiter. Die gründliche Verfärbung, die diese Arbeiter durch Niederschläge von Kupfersalzen erleiden, bildet sich auch durch Ansammlung von Parasiten.

In tiefere Schichten, gleichsam in die Poren der Zähne, frißt sich der bräunliche bis schwarze Zahnbelag, den wir bei Maurern finden. Er ist, wenn man nicht bald für Entfernung sorgt, schwer zu beseitigen. Zigaretten mit unechtem Goldmundstück verfärben die Zähne gelblich grün. Das Zahnfleisch wird durch starkes Rauchen trocken und neigt zu Entzündungen. Andererseits ist die Zigarette ein nicht unwirksames Desinfektionsmittel, das die Parasiten der Mundhöhle bekämpft.

Im Zahn findet wie in jedem anderen Organ ein Stoffwechsel statt, dessen Vermittler das im Innern des Zahnes liegendes Gefäßsystem, die sogenannte Pulpa, ist. Hört durch Absterben oder Abtöten dieses Organes die Ernährung auf, so verfärbt sich der Zahn. Eine Schädigung der Pulpa kann schon durch das Aufknacken einer Nuß bewirkt werden. Innere Blutung oder innere Fäulnis bewirken rötliche oder graue Farbe. Auch Allgemeinerkrankungen, wie die Gelbsucht, durchtränken den Zahn mit der verfärbenden Flüssigkeit für die Dauer der Krankheit. Das sind die hauptsächlichsten inneren Ursachen von Zahnverfärbungen.

Endlich ist noch die angeborene Mißfarbe der Zähne zu erwähnen: Dunkle oder punktweise helle Verfärbung. Nur die letztere ist mehr als ein Schönheitsfehler. Sie ist oft Symptom der Unterernährung, der mangelhaften Kalkbildung bei Rachitis. Das tägliche Putzen genügt nicht, um helle weiße Zähne zu haben. Liegt die Ursache der Verfärbung äußerlich, so kommt man mit einer mittel-harten Zahnbürste und einem guten Reinigungsmittel zum Ziele. Zahnstein wird am besten vom Zahnarzt entfernt. Für die auf innerer Ursache beruhenden Verfärbungen ist natürlich zahnärztliche Behandlung notwendig. Ist die Veranlassung im Innern des Zahnes beseitigt, so kann man Mittel anwenden, die durch Abgabe von Sauerstoff oder Chlor die Farbe aufhellen. Außer bleichenden Gasen leitet man auch flüssige, weiße Farbe abgebende Nährstoffe durch den Zahn und versucht auf diese Art, durch Ablagerung die Farbe des Zahnes zu verbessern. Die größte Bleichkraft zeigt an den Zähnen die Sonne. Man kann diese Kraft ersetzen durch die ultravioletten Strahlen der künstlichen Höhensonne.

Der Kleinsiedler.

Für Haus, Hof und Garten.

Herbstanbau von Frühkohl.

Am zeitigsten kann man Kopfkohl und Blumenkohl ernten, wenn man die Pflanzen schon im Herbst heranzieht und überwintern läßt. Man erreicht damit einen Vorsprung vor der Frühjahrssaat um mindestens vier Wochen und hat doch verhältnismäßig wenig Arbeit und Mühe. Während die Frühjahrsanzucht ein sehr frühes Anlegen von Mistbeeten und große Sachkenntnis voraussetzt, kann die Herbstkultur jeder Gartenbesitzer vornehmen. Auf Sandboden oder sonst weniger für Kohlanbau geeignetem Boden erreicht man mit der Herbstanzucht überhaupt bessere Ernten bei Rot- und Weißkraut. Solche überwinterten Pflanzen zeigen sich gegen Kohlkrankheiten widerstandsfähiger und leiden auch weniger unter Ungeziefer wie Kohlfliegen und Erdflöhen als die im Fühjahr herangezogenen Pflanzen.

Die Aussaat nimmt man am besten von Ende August bis Mitte September vor. Bei früherer Saat werden die Pflanzen leicht zu groß für die Ueberwinterung, namentlich dann, wenn es einen feuchten warmen Herbst gibt. Man richtet sich ein geschützt liegendes und in alter Dungkraft stehendes Gartenbeet oder, wenn man es haben kann, einen leeren Mistbeetkasten vor. Dieser bietet den Vorteil, das Wachstum je nach der Witterung durch Decken und Lüften regeln zu können. Verzärtelt dürfen die Pflanzen freilich von vornherein nicht werden, denn nur gesunde, kräftige und abgehärtete Pflanzen überwintern gut. Nachdem das Beet umgegraben wurde, ist es ratsam, als Vorbeugemittel gegen Pilzkrankheiten, unter denen Kohlpflanzen so häufig leiden, Kalk zu streuen, und zwar etwa 250 bis 300 Gramm auf das Quadratmeter. Auch eine kleine Gabe von 40prozentigem Kalisalz und Superphosphat, vielleicht je 30 Gramm auf das Quadratmeter, ist zu empfehlen Dagegen vermeide man die Verabreichung stickstoffreicher Dünger. Bei solcher Düngung entwickeln sich die Kohlpflanzen zwar sehr üppig, das Zellgewebe baut sich aber locker und wasserhaltig auf, und die Folge ist, daß die Pflanzen im Winter faulen oder erfrieren.

Nach dieser Vorbereitung wird der Boden angetreten und glattgeharkt. Sollte das Erdreich trocken sein, so wird es gleich nach dem Umgraben mit dem Rohr der Gießkanne gehörig durchgegossen und erst nach dem Abtrocknen geharkt und angetreten. Das Antreten ist wichtig, weil es die Feuchtigkeit festhält und die Pflanzen sich auf lockerem Boden nicht so stämmig entwickeln. Gesät werden muß recht dünn. Jede Pflanze soll von der anderen mindestens drei Zentimeter entfernt stehen, denn das Aussaatbeet ist ja zugleich das Winterstandbeet. Gehen die Pflanzen enger auf, dann müssen die überzähligen rechtzeitig ausgezogen werden. Zu dichter Stand treibt die Pflanzen gegenseitig hoch und macht das Zellgewebe empfindlich gegen Nässe und Frost. Das Aussaatbeet gießt man nur so lange, bis die Pflänzchen das erste Blatt entwickelt haben. Wird es später zu feucht gehalten, dann schießen die Pflanzen zu stark in Kraut, und die gute Ueberwinterung wird in Frage gestellt.

Im Spätherbst streut man zwischen die Pflanzen dünn Torfmull oder kurzen verrotteten Dünger und umgibt das freie Beet mit einem etwa 20 Zentimeter hohen Bretterrahmen, auf den man später bei Eintritt dauernden Frostes Bohnenstangen, Schilf, Spargelstroh oder Nadelreisig legt. Diese Bedeckung soll die Pflanzen weniger gegen Frost als gegen die Sonne schützen. Die Pflanzen leiden, wenn sie häufig gefrieren und wieder auftauen. Gegen das Gefrieren sind die so herangezogenen Kohlpflanzen, weil sie fest angewachsen sind, an und für sich nicht sehr empfindlich. Nur bei sehr strenger Kälte umgibt man den Bretterrahmen mit einem Erd- oder Laubumschlag und verstärkt auch die obere Decke etwas. Tritt gelindes Wetter im Winter ein, dann hebt man die Schutzdecke am Tage ab und legt sie abends wieder auf. Anfang März kann man sie vollständig weglassen. Ende März wird mit dem Auspflanzen begonnen.

Die Pflanzen erhalten dabei 60 Zentimeter Abstand und sollen etwas tiefer zu stehen kommen, als sie vorher standen. Empfehlenswert ist das Pflanzen in Rinnen. Leichte Fröste vertragen die Pflanzen dann ohne Schutz. Von Mitte Juni ab, oft schon früher, sind die Köpfe erntereif.

In Süd- und Westdeutschland setzt man die Kohlpflanzen im Spätherbst gleich auf die Standbeete in tiefe, breite Furchen, die nur im äußersten Notfall mit Laub oder Streu zugedeckt werden. Selbst noch in der Adventszeit pflanzt man in dieser Weise Kohlfelder an und spricht daher vom „Adventskohl", der oft schon Anfang Mai fertige Kohlköpfe liefert. Im Norden und Osten Deutschlands kann man in warmen Talebenen gleiches erreichen, wenn man Gärten an Mauern mit Südlage benutzt, die vor rauhen Nord- und Ostwinden geschützt sind. Hier bereitet man kräftig gedüngte und tief gegrabene Beete und pflanzt den Kohl in tiefe, mit der Handhacke oder dem Häufelpflug gezogene Furchen. Angießen begünstigt das schnelle Festwurzeln der Pflanzen. Die Furchen werden dann mit Laub, Nadelstreu oder halbverrottetem Kompost abgedeckt. Diese Decke schützt das Erdreich vor dem Gefrieren, die Kohlwurzeln können ungehindert tätig sein und die Feuchtigkeit ergänzen, die der Winterfrost den Blättern entzieht. Auch der Schnee bleibt in den Rillen liegen und deckt die Pflanzen warm und sicher zu.

Die beste Pflanzzeit für Erdbeeren beginnt.

Von **Erwin Mohr.**

Zwei Zeiten eignen sich im Jahre zur Pflanzung von Erdbeeren: die Monate August-September und April-Mai. Meist wird die Anlage im Spätsommer bevorzugt, weil man dann schon im folgenden Jahre eine gute Ernte zu erwarten hat und die Monate August, September für anderweitige Nutzung des Landes kaum in Betracht kommen. Am günstigsten pflegt das zweite und letzte Drittel des August und das erste Drittel des September zu sein, weil die Kraft der Sonne dann nicht mehr so stark austrocknend wirkt, so daß die Setzlinge leicht anwachsen.

In Haus- und Kleingärten pflegt man die Erdbeerbeete drei Jahre lang zu nutzen. Wenn die Früchte auch mit dem Alter der Pflanzen an Größe und Aussehen nachlassen, so erscheint es doch anderseits verschwenderisch, die Anlagen schon nach der zweiten Ernte wieder abzuräumen, wenn die Sorte eine dritte in gleicher Fülle verspricht. Die Sorte Laxtons Noble z. B. bringt im ersten und zweiten Jahre Riesenernten, läßt aber im dritten Jahre schon merklich nach, dagegen kann man Jucunda auf gutem Boden fünf bis sechs Jahre kultivieren. Im allgemeinen empfiehlt es sich nicht, Pflanzungen länger als drei Jahre zu behalten.

Der Ertrag richtet sich nach dem Bodenzustande, den Wasserverhältnissen, den Abständen der Pflanzen von einander und der Sorte. Reichliche, gleichmäßige Feuchtigkeit ist die erste Voraussetzung guter Erdbeerernten. Somit bietet eine gewisse Bindigkeit des Bodens einen Vorteil für die Kultur. Wenn trotzdem vielfach sehr leichter Boden vorzügliche Erdbeerernten liefert, so erklärt sich dies durch seine gute Erwärmbarkeit. Leichten Boden nahrhaft und feucht zu halten ist leichter, als schweren Boden locker zu machen. Auf frisch rigoltes Land soll man Erdbeeren jedoch nicht pflanzen, weil der lockere Untergrund in diesem Falle die Wasserversorgung der Anlage von unten her erschwert. Vor dem Pflanzen gräbt man abgelagerten Stalldung ein. Wer Pferdedung verwenden will, achte vor allem darauf, daß dieser gehörig verrottet ist. Sonst trocknet er den Boden nämlich aus. Als Mindestabstand in der Reihe verlangen die Erdbeeren 30 bis 40 Zentimeter, für die Entfernung der Reihen setze man 50 Zentimeter als unterste Grenze an. Weit verbreitet ist noch eine Anordnung, bei der drei Reihen von 35 Zentimeter Abstand untereinander ein Beet von etwa 120 Zentimeter Breite füllen. Die Pflanzen stehen in der Reihe bei 40 bis 45 Zentimeter Zwischenräumen im Verbande, d. h. im Zickzack, sodaß jedesmal einem Zwischenraum in der einen Reihe eine Pflanze in der anderen gegenübersteht. Diese Pflanzweise ist nicht besonders praktisch, denn sie bringt die Pflanzen zu dicht aneinander. Abstand von 60 Zentimeter in den Reihen ist bei dieser Reihenentfernung unbedingt ratsam. Gegen die Anordnung in drei Reihen spricht aber noch die unbequeme Bearbeitung solcher breiten Beete. Ernte wie Pflege lassen sich weit leichter ausführen, wenn man nur zwei Reihen zu einem Beet vereinigt, das dann 70 Zentimeter wird. Im Großbetrieb werden die Entfernungen in den Reihen so gewählt, daß jede Reihe ein ununterbrochenes Pflanzenband bildet, wenn sich die Pflanzen ausbreiten. Dieses Verfahren kann man auch im Garten anwenden, man wird hier nur, um Platz zu sparen und den Boden mehr auszunutzen, nicht wie im Großbetrieb jeden Zwischenraum zwischen den Reihen als Weg benutzen, sondern den Streifen zwischen zwei Reihenpaaren eine größere Breite als dem Reihenabstand geben. Wenn man die zusammengehörigen Reihen also 50 Zentimeter auseinanderrückt, so bleiben zwischen den Reihenpaaren je 70 Zentimeter frei. Dadurch entstehen dann 80 Zentimeter breite Beete mit zwei geschlossenen Pflanzenbändern, zwischen denen sich leicht mit der Hacke oder dem Wassisgerät Ordnung halten läßt.

Vor dem Pflanzen richtet man die Setzlinge zu, indem man die ausgewachsenen Blätter entfernt und nur die halb bis dreiviertel entwickelten stehen läßt. Man verkleinert dadurch die Verdunstungsfläche und vermeidet sozusagen eine Ueberanstrengung der Wurzeln. Zu einem guten Pflänzling gehören gesunde, lange Wurzeln. Die Länge hat aber nur insofern Wert, als sie glatt, nach unten gerichtet, in das Pflanzloch gebettet wird. Mit Wurzeln, die sich im Pflanzloch umbiegen und mit den Spitzen dann aufwärts zeigen, vermag keine Pflanze anzuwachsen. Die gekrümmten Spitzen sind zum Absterben verurteilt, und ihre Fäulnis hemmt das Entstehen neuer Wurzeln. Deshalb hat die Pflanze von einem reichen Wurzelschopf nur dann Vorteil, wenn er, mit scharfem Messer auf vier bis fünf Zentimeter gekürzt, frei in das Pflanzloch gebracht und in Erde gehüllt wird.

Unsere Abbildungen mögen verdeutlichen, wie ein brauchbarer Erdbeersetzling unmittelbar vor dem Einbetten in die Erde aussehen soll, und wie er aussieht, wenn er falsch gepflanzt ist. Zum Schluß drücken wir die Pflanzen sehr fest an und schlämmen sie gehörig ein.

Schöne Wildstauden für den Garten.

Die deutschen Kuhschellen.

Eine der lieblichsten Frühlingspflanezn, die sich der Gartenfreund von Spaziergängen mit nach Hause tragen kann, ist die Kuhschelle, deren große blauviolette Blumen uns schon im März überraschen. Von ihr gibt es verschiedene Arten. Die schönste ist die offenblühende Kuhschelle (Pulsatilla (Anemone) patens). Ihre Blüten erscheinen größer als die der anderen Arten, weil sie sich am weitesten öffnen. Anfangs ähnelt ihre Form einer Glocke. Außen sind sie zottig behaart. Die Grundblätter erscheinen erst, wenn die Blumen am Aufblühen sind, sie sind dreiteilig mit tief eingeschnittenen Zipfeln, wodurch sie sich von den anderen noch zu erwähnenden Arten, deren Blätter fiederspaltig sind, unterscheiden. Die Pflanze bewohnt steile Abhänge und sonnige Hügel und kommt nur in den östlichen preußischen Provinzen vor, vereinzelt auch bei München, außerdem in den Donauländern und im mittleren und südlichen Rußland.

Fast ebenso wertvoll wie die beschriebene Art ist die gemeine Kuhschelle (Pulsatilla vulgaris oder Anemone pulsatilla). Sie bildet in Kultur breite Büsche, die zur Blütezeit völlig mit Blumen bedeckt sind. Die aufrecht stehenden, rötlich violetten Blumen öffnen sich schon Mitte März und sind dann dauernd von Bienen umschwärmt. Außer an sonnigen Hügeln wächst die Pflanze auch in sehr lichten Waldungen und Heiden und kommt fast in allen Teilen Deutschlands vor, am häufigsten in Thüringen. Nur im östlichen Gebiet fehlt sie völlig.

Von ihr unterscheidet sich die Wiesenkuhschelle (Pulsatilla (Anemone) pratensis) durch die überhängenden schwarz-violetten Blumen mit fast kugelig zusammengeschlossenen Blumenblättern. Wir finden sie besonders auf sandigen Triften, an sonnigen Abhängen und an lichten Stellen bewaldeter Hügel. Im Osten und Norden Deutschlands ist sie sehr verbreitet, dagegen fehlt sie im Westen und Süden.

Im Garten bereitet die Ansiedlung der Pulsatillen keine Schwierigkeiten. Sie wachsen gut auf freien Gartenbeeten und vertragen auch Dünger. In gutem Boden gedeihen sie üppig und wirken dann sehr zierend. Nach dem Abblühen wird das Laub allerdings bald unansehnlich, mitten im Sommer stirbt es fast ganz ab. Man pflanzt die Kuhschellen deshalb nicht in Gruppen, weil die den größten Teil des Sommers keinen keinen erfreulichen Anblick bieten würden. Entweder mischen wir sie mit anderen, später blühenden Stauden, oder wir pflanzen sie an sonnige Gehölzränder. Wo uns die Pflanzen an natürlichen Standorten zugänglich sind, können wir sie zu jeder Jahreszeit ausgraben, müssen uns aber bei der Nachbehandlung danach richten, ob wir in der Wachstumszeit oder während der Ruhezeit verpflanzten. Die in der Blütezeit und bis zum Abtrocknen der Blätter versetzten Pflanzen müssen vorsichtig mit kleinen Erdballen herausgehoben und dann in Töpfe gepflanzt werden. Dann hält man sie etwa drei Wochen lang an einem schattigen Platz unter Glasglocken von der Luft abgeschlossen und bespritzt sie täglich. Dabei entwickeln sich bald frische Wurzeln, und nach und nach kann man sie an Luft und Sonne gewöhnen, bis sie im September an den endgültigen Gartenplatz gebracht werden.

Auch aus Samen kann man sich die Kuhschellen ziehen, wenn man ihn zur Reifezeit am Standort gesammelt hat. Im März sät man ihn in Töpfe, die mit sandigem, Lauberde enthaltendem Gartenboden gefüllt sind. Sie werden ebenfalls zunächst unter Glas gestellt und allmählich an Luft und Sonne gewöhnt. Haben die Keimlinge die drei ersten Blättchen entwickelt, dann werden sie verpflanzt. In 8 Zentimeter weiten Töpfen haben je fünf Pflänzchen Raum bis zum Auspflanzen ins Freiland. Dieses kann im nächsten Frühjahr geschehen. Im dritten Jahre blühen die Sämlinge gewöhnlich zum ersten Mal.

Kl. M.

Wie werden kleine Braten schön?

Einen großen Braten herzustellen ist eine Fähigkeit, die vielen Hausfrauen nichts nützt, weil ihr Wirtschaftsgeld und der Bedarf der Familie nicht darauf eingerichtet ist. Mit ihren Pfundbraten will es ihnen aber nie recht glücken. Sie sind entweder zu zähe oder zerfallen; sie schmecken einfach nicht. Darüber ist die Hausfrau verzweifelt. Ihr kann geholfen werden. Sollen kleine Braten schön werden, so empfiehlt es sich, einerlei, was für eine Sorte Fleisch man hat, das vorbereitete Stück Fleisch in einen Topf zu legen, in dem sich sprudelndes Wasser befindet. Das Wasser muß so stark kochen, daß es trotz Hineinlegen des Fleisches nicht damit aufhört. Das Fleisch bleibt nur wenige Sekunden in dem Wasser liegen, bis sich alle Poren geschlossen haben. Dann nimmt man es rasch mit dem Schaumlöffel heraus. Unter keinen Umständen darf man mit der Gabel hineinstechen, weil dann der Saft herausfließen würde und die Vorbereitung zwecklos wäre. Das Fleisch läßt man gut abtropfen und legt es erst jetzt in die Bratpfanne mit Fett, und nun kann man sicher sein, daß das Fleisch, dem man langsam kochendes Wasser zusetzt, schön saftig bleibt. Selbst die kleinsten Braten behalten bei dieser Zubereitung ihren Wohlgeschmack.

Fragen und Antworten.

R. L. in D. Frage: Ich habe mehrere schöne Schattenmorellenbüsche, die bisher regelmäßig getragen haben. In diesem Jahr haben sie reicher geblüht denn je und auch Früchte in Menge angesetzt, aber mitten im Wachstum ist ein großer Teil stehen geblieben, vertrocknet oder auch rissig geworden. Moniliakranke Zweigspitzen habe ich stets herausgeschnitten, sobald sie erkennbar waren. Darüber hatte ich diesmal weniger zu klagen. Auch bei meinen Nachbarn ist die Sauerkirschernte mehr oder weniger durch dieselbe Erscheinung verdorben. Ist diese auf ungünstige Witterung zurückzuführen oder liegt eine Krankheit vor?

Antwort: Die Schattenmorellen leiden offenbar unter der Schorfkrankheit (Fusicladium dentriticum), die auch Aepfel und Birnen oft befällt. Es empfiehlt sich, dagegen vorzugehen, damit sie sich nicht noch weiter ausbreitet. Zunächst darf man im Herbst das Laub der Bäume nicht untergraben. Man harke es sorgfältig zusammen und verbrenne es, ebenso die an den Zweigen festsitzenden Fruchtmumien. Laub und Früchte sind Sporenträger, die die Krankheit im nächsten Jahre verbreiten. Sodann spritze man mit Kupferkalkbrühe, einmal bei unbelaubtem Zustande des Baumes vor Beginn der Vegetation mit 2prozentiger Brühe, dann mit 1prozentiger Brühe nach Laubentfaltung und schließlich zur Vorbeugung 14 Tage später, auch 1prozentig. Sollte sich dann im Laufe des nächsten Jahres wider Erwarten noch Befall zeigen, geben Sie nach Bedarf noch einige 1prozentige Spritzungen. Außerdem kräftigen Sie den Baum im Herbst durch eine starke Kalkdüngung und geben Sie ihm im Februar 3 Kilogramm 40prozentiges Kali und ½ Kilogramm Superphosphat; während der Blüte wässern Sie den Baum tüchtig und geben Sie je Quadratmeter der Baumscheibe 15 Gramm Harnstoff-Kali-Phosphor (B. A. S. F.). Gut, besonders mit Kali gedüngte Bäume, sind erfahrungsgemäß weniger anfällig gegen Krankheiten und tierischen Befall als mangelhaft ernährte. Die Kupferkalkbrühe wird folgendermaßen hergestellt: 2 Kilogramm Kupfervitriol werden in einigen Litern heißem Wasser gelöst, in ein hölzernes Faß geschüttet und Wasser bis auf 50 Liter hinzugefügt. Dann wird in einem Holzgefäß 1 Kilogramm frisch gebrannter Kalk langsam gelöscht und in einem mindestens 100 Liter Wasser fassenden Holzbottich durch Hinzufügen von Wasser auf 50 Liter Kalkmilch verdünnt. Kurz vor der Spritzung gießt man die Kupfervitriolbrühe unter ständigem Rühren in die Kalkmilch. Die fertige Kupferkalkbrühe muß sogleich verwendet werden, sie darf nicht lange stehen; daher mische man stets nur so viel Brühe, wie man am selben Tage verbrauchen kann. Die Brühe muß beim Einfüllen in die Spritzen durch ein Haarsieb oder Seihtuch gegossen werden, um ein Verstopfen der Düsen zu vermeiden. Gespritzt wird mit den bekannten Baumspritzen, deren feine Düsen eine nebelförmige Verteilung der Spritzflüssigkeit gewährleisten. Man spritze nur bei trockenem Wetter und nie so stark, daß die Flüssigkeit am Stamm als Bach herabrieselt. Alle Pflanzenteile müssen benetzt werden.

Denksport

Unser neues Pusselspiel:

Pferderennen.

Denkaufgaben.

Gegensätze.

Gegensätze ziehen sich an, sagt man. Da ist es doch sicher interessant, zu erfahren, wie schnell sie sich anziehen! Sehen Sie sich bitte diese Worte an: Vor langer Zeit, Zugegen, Frisch, Reich, In Gesellschaft, Faul, Anfang, Ja, Oben, Schweigsam, Entzweit, Nie, Ueberall, Sanftmütig, Nichts, Artig, Süß, Rund, Schmutzig, Munter, Teilnahmslos, Hoch, Vergnügt, Lustig, Kurz, Schriftlich, Weit, Begeistert, Betrunken. Und nun schreiben Sie ganz schnell das Gegenteil von diesen Worten hin. Finden Sie die richtigen Gegensätze, dann ergibt sich aus den hintereinandergelesenen Anfangsbuchstaben dieser gefundenen Wörter ein Zitat aus Goethes „Faust".

Frage: Wie lautet das Zitat? In welcher Zeit sind Sie mit der Aufgabe fertig?

Jägerlatein?

Ein Förster, dessen Waldrevier ein Viereck bildete, und das in der Länge von 19, in der Breite von 15 rechtwinklig aufeinanderlaufenden Schneisen durchschnitten wurde, behauptete am Stammtisch, er kenne sein Revier ganz genau. Er habe es jeden Tag zweimal abzugehen und zwar von der äußersten Ecke des Gevierts, wo sein Försterhaus gelegen sei, bis zur diagonal gegenüberliegenden Ecke. Diesen Weg lege er täglich also viermal zurück. Er habe es sich angewöhnt, bei diesen Gängen jedesmal andere Waldschneisen zu benutzen, also niemals denselben Weg zu gehen und es so alsbald erreicht, alle irgendwie möglichen Wegefolgen zu durchlaufen.

Frage: Hatte der Förster am Stammtisch aufgeschnitten?

Auflösungen

Aus der Nummer vom 21. August.

Das geheimnisvolle Telegramm.

Der Agent hatte das geheimnisvolle Telegramm richtig entziffert. Aus den Anfangsbuchstaben der einzelnen Worte las er, daß er bis zu 100.000 Reichsmark kaufen durfte.

Geschwindigkeit ist keine Hexerei.

Während der erste Bewerber (zum Beispiel) 9234543229, der zweite Bewerber (zum Beispiel) 881111111111 geschrieben hatte, hatte der dritte Bewerber geschrieben:

$$9^{9^9}$$

Bedeutet schon die Zahl 9^9, daß 9 neun mal mit sich selbst multipliziert werden soll, also die Zahl 387420489 ergibt, so bedeutet, daß bei 9^{9^9} **oder** $9^{387420489}$ **die neun 387,420,489 mal mit** sich selbst multipliziert werden soll. Das Ergebnis dieser Zahl kann wohl niemand mit Ziffern schreiben, da ein Menschenleben nicht dazu ausreicht, um eine Zahl mit mehr als 369 Millionen hinzuschreiben. Um sie niederzuschreiben, brauchte man einen Papierstreifen von 18.485 Kilometer Länge, wenn man auf jedes Zentimeter 2 Ziffern setzt. **Immerhin hatte der dritte Bewerber mit** 9^{9^9} innerhalb 5 Sekunden „eine möglichst hohe Zahl" geschrieben. Mußte er schon deswegen als geeignetster Lehrling eingestellt werden, so auch deshalb, weil er die gestellte Aufgabe am intelligentesten gelöst hatte.

Aus der Nummer vom 28. August.

Eine seltsame Preisverteilung.

Der fünfte Sieger erhielt 7, der siebente 9, der zwölfte 14 und der sechzehnte 18 Mark. Die vom Sonderling gestiftete Summe betrug im Ganzen 462 Mark.

Können sie fließend lesen?

Keine Auflösung, da die Aufgabe eine Schnelligkeitsprüfung im Lesen darstellte.

Warum?

1. In München. Zu ersehen aus den Türmen der Frauenkirche, aus dem Hofbräuhaus und dem Jungen, der den Maßkrug über die Straße trägt, und aus der elektrischen Bahn. 2. Gegen Abend, da die Sonne tief im Westen steht; siehe Wetterfahne. 3. Ja, ein Reifen liegt auf der Erde und das Auto steht schief. 4. An der Unfallstelle. 5. Niemand. 6. Nur eine: „Hofbräuhaus". 7. „Isarthor-Hauptbahnhof". 8. Keine. 9. Zwei. Ein Hund und ein Vogel. 10. Der Buchstabe „Z". 11. N und W. 12. Zwei. 13. Sechs. 14. Niemand. 15. Die Nummer ist verdeckt.

Ein Verkehrsunfall.

Die Redaktion der Zeitschrift lehnte die Mitarbeit des Zeichners ab, da er selbst von den einfachsten Grundbegriffen der Zeichenkunst, der Physik und der Praxis des täglichen Lebens keine Ahnung hatte. So kennt der Zeichner nicht einmal die Reihenfolge der Himmelsrichtungen, wie aus der Wetterfahne hervorgeht. Würden die beiden Holzfäller dort weitersägen, wo sie die Säge angesetzt haben, so würde sich die Säge festklemmen. Auch von der Elektrizität scheint der Zeichner nicht viel zu verstehen, sonst hätte er die Telegraphenstangen wohl mit Porzellanisolatoren versehen. Von der Strahlenberechnung hat er anscheinend nie etwas gehört, denn das im Wasser eingetauchte Ruder ist falsch gezeichnet. Auch von den Gesetzen der Perspektive scheint der Zeichner sehr wenig zu verstehen, wie insbesondere das Haus beweist. Und dann: wie kann ein so schwerbeladener Wagen über einen so schwach gebauten Laufsteg fahren? Wahrlich, die Redaktion tat gut daran, diesen Zeichner abzulehnen.

Hatten Sie übrigens auch alle diese Fehler bemerkt? Ja? Wir gratulieren!

Eine sorgliche Pelikan-Mutter.

Die Mutter bringt das Futter in ihrem Kropf, von wo es von den Jungen herausgeholt wird.

Neues System der Lokomotiven-Füllung

Mit einer neukonstruierten Vorrichtung wird die Lokomotive im Laufe von 4 Minuten mit Kohlen gefüllt.

Sport

Das Tennisturnier um die Meisterschaft von Bielitz-Biala 1927.

Am Samstag, den 27. August hat auf den „Hakoah"-Plätzen das Tennisturnier um die Meisterschaft von Bielitz-Biala und den von der Stadtgemeinde Bielitz für das Herrendoppelspiel gestifteten Pokal begonnen. Die Beteiligung ist für die hiesigen Verhältnisse eine sehr gute, die Organisation klappt tadellos, die Teilnehmer an dem Turnier zeigen sich gut diszipliniert und was die Hauptsache ist, das Wetter ist einfach ideal.

Unter diesen Umständen wurde gleich den ersten Tag eine Menge Arbeit geleistet und das Turnier ging einen großen Schritt vorwärts. Es gelangten an diesem Tage hauptsächlich die Hereneinzelspiele der Vorrunde zur Austragung und gab es dabei gleich eine Anzahl von unerwarteten Ergebnissen. Erwähnenswert sind davon die Spiele der Herren Krause-Stosius, die mit der Niederlage des in seinem Klub an erster Stelle figurierenden Herrn Krause gegen seinen Klubkollegen Stosius 6:3, 6:4, Herrn Lamprecht gegen Herrn Hönigsmann 6:3, 6:0, Gabrisch gegen seinen Klubkollegen Ziembinski 6:3, 6:4 u. a. endeten.

Das Hauptinteresse jedoch wurde dem Spiel der Herren Heß gegen Zieger entgegengebracht. Trafen doch hier zwei Kandidaten auf die ersten Plätze aufeinander. Dieses Spiel war auch reich an spannenden Momenten. Heß (T.-G. Biala) beherrschte anfangs vollkommen die Situation und gelangte mit 5:2 in die Führung. Mehrere Satzbälle gelangen jedoch nicht und Zieger (S. K. Hakoah) konnte auf 5:5 aufholen. Heß zog jedoch dann wieder straffer an und der Satz endete 8:6 zu seinen Gunsten. Der Widerstand Ziegers ließ im zweiten Satz jedoch gänzlich nach und endete dieser mit dem unerwarteten Resultat von 6:0 für Heß. Einer der Meisterschaftskandidaten war somit eliminiert. In diesem Spiel wurde sehr guter Sport geboten, Ziegers Spiel ist stilvoller, Heß dagegen ausdauernder und erfolgreicher, die Ausdauer im Verein mit dem guten Können trug hier den Sieg davon.

Die Spiele der Vorrunde brachten folgende Ergebnisse:

Ing. Fußgänger — Dr. Fränkel 6:2, 3:6, 6:0,
Moschkowitz — Twerdy 6:1, 6:4,
Stefan — Steckel 6:0, 6:3,
Lamprecht — Hönigsmann 6:3, 6:0,
Steuer — Polatschek 6:4, 9:7,
Heß — Zieger 8:6, 6:0,
Lauda — Boryslawski Nik. 0:6, 6:4, 6:2,
Lupinski — Glücklich 6:4, 4:6, 6:4,
Lober — Nawicki 6:1, 6:1,
Stosius — Krause 6:3, 6:4,
Gabrisch — Ziembinski 6:3, 6:4,

Auch das Treffen Steuer—Polatschek brachte sehr guten Sport. Polatschek leistete, gehandikapt durch eine Verletzung an der rechten Hand, erfolgreichen Widerstand und verlor nach schönem Spiel knapp 6:4, 9:7.

Die erste Runde brachte ebenfalls einige unerwartete Ergebnisse. Dazu gehört die Niederlage Sikoras gegen Ing. Drucker 3:6, 2:6, Laudas gegen seinen Klubkollegen Lupinski, der den in der Klubtabelle weit vor ihm plazierten 5:7, 6:4, 6:4 schlug. Schöne Kämpfe lieferten sich die Herren Ing. Drucker — Zipser, Lamprecht — Stefan, Heß — Steuer, das mit dem neuerlichen Siege Heß' 6:1, 6:0 endete; Sternberg — Buresch, das ersterer erst nach hartem Widerstand im dritten Satz gewann, und andere. Verhältnismäßig leicht gewannen ihre Spiele die Herren Sikora, Lober, Gabrisch, Winkler, Boryslawski Roman, Steiner, Drancz, Moschkowitz, Stützel und Kellermann.

Anschließend die Resultate:

I. Runde:
Ing. Drucker — Zipser 8:6, 6:3,
Sikora — Kiesewetter 6:3, 6:2,
Breitbart O. — Löwenstein w. o. nicht angetr.
Sternberg — Buresch 6:8, 6:3, 6:2,
Drancz — Drucker Paul 6:1, 6:1,
Moschkowitz — Ing. Fußgänger 6:1, 6:1,
Lamprecht — Stefan 6:1, 6:2,
Heß — Steuer 6:1, 6:0,
Lupinski — Lauda 5:7, 6:4, 6:4,
Lober — Stosius 6:3, 6:1,
Gabrisch — Vogt 6:0, 6:0,
Winkler — Breitbart Max 6:0, 6:1,
Boryslawski R. — Sonderling 6:2, 6:2,
Stützel — Kornhaber 6:1, 6:1,
Steiner — Richter 6:1, 6:4,
Kellermann — Opravil 6:1, 6:3,

II. Runde:
Ing Drucker — Sikora 6:3, 6:4,
Sternberg — Breitbart O. 6:4, 6:1,
Moschkowitz — Drancz 7:5, 6:4,
Heß — Lamprecht 7:5, 6:3,
Boryslawski — Stützel 6:1, 6:2,
Steiner — Kellermann 6:4, 6:2,

Semifinale:
Sternberg — Ing. Drucker 6:1, 6:4,
Heß — Moschkowitz 6:1, 6:0,
Boryslawski R. — Steiner 6:2, 7:5,

Ein Teil der nächsten Runde im Herreneinzelspiel wurde bereits Sonntag bei günstigen Witterungsverhältnissen ausgetragen. An diesem Tage traten auch die Damen in die Kämpfe ein. Ein Dameneinzelspiel zwischen den Damen Fr. Bathelt — Fr. Chamrath gelangte am Samstag zur Austragung und brachte ebenfalls sehr guten Sport. Fr. Chamrath gewann 6:3, 6:3, mußte sich jedoch gehörig anstrengen. Das schönere Spiel zeigte Fr. Bathelt, die größere Routine dagegen Fr. Chamrath. Als ausdauernde Kämpferinnen erwiesen sich die Damen Fr. Dr. Wenzel — Fr. Goldstein, letztere gewann erst nach drei Sätzen 1:6, 6:4, 7:5. Ein Dreisatzspiel lieferten einander ebenfalls die Damen Fr. Dr. Lamatsch — Frl. Sierek. Letztere gewann 6:2, 4:6, 6:0. Frl. Pfister gewann leicht gegen das durch vorangegangene Krankheit geschwächte Frl. Palitza 6:2, 6:1, Frl. Korber gegen Frl. Stefan 6:3, 6:3; Fr. Nichtenhauser gelangt w. o. in die nächste Runde.

In der zweiten Runde des Dameneinzelspieles gab es wieder einige Ueberraschungen. Die größte war der Sieg Frl. Giereks gegen Fr. Chamrath, die als eine der Finalistinen galt. Frl. Sierek gewann 6:3, 6:2. Frl. Pfister hatte gegen das gänzlich indisponierte Frl. Allerhand leichtes Spiel und gewann 6:0, 6:1. Frau Nichtenhauser schlug Frl. Korber 6:1, 6:2. Frl. Renard gewann gegen die sich zäh verteidigende Frau Goldstein in drei Sätzen 6:1, 1:6, 6:3.

Für das Finale qualifizierten sich sodann die Damen Fr. Nichtenhauser, indem sie Frl. Renard 6:1, 6:4 schlug und Frl. Pfister, welche Dame gegen ihre Klubkollegin nach hartem Kampf in drei Sätzen 3:6, 7:5, 6:3 gewann. Zwischen diesen beiden Damen dürfte es im Finale einen harten Kampf geben.

Um den dritten Preis spielten die Damen Frl. Sierek und Frl. Renard. Zusammengefaßt, lauten die Resultate:

Damen-Einzelspiel: I. Runde:
Fr. Goldstein — Fr. Dr. Wenzel 1:6, 6:4, 7:5,
Fr. Nichtenhauser — Fr. Groser w. o.
Frl. Korber — Frl. Stefan 6:3, 6:3,
Fr. Chamrath — Fr. Bathelt 6:3, 6:3,
Frl. Sierek — Fr. Dr. Lamatsch 6:2, 4:6, 6:0,
Frl. Pfister — Frl. Palitza 6:2, 6:1,

Semifinale:
Frl. Renard — Fr. Goldstein 6:1, 1:6, 6:3,
Fr. Nichtenhauser — Frl. Korber 6:1, 6:2,
Frl. Sierek — Fr. Chamrath 6:3, 6:2,
Frl. Pfister — Frl. Allerhand 6:0, 6:1,

Finale:
Fr. Nichtenhauser — Frl. Renard 6:1, 6:4,
Frl. Pfister — Frl. Sierek 3:6, 7:5, 6:3,

Im Herrendoppelspiel gewann das Paar Drucker Paul — Breitbart Oskar gegen Sonderling u. Breitbart Max 6:4, 2:6, 6:3. Zieger-Winkler gegen Steiner-Sternberg 6:1, 9:7. Die Brüder Boryslawski schlugen Twerdy-Stosius 6:0, 6:2, und gelangten nach einem neuerlichen Sieg über Zipser-Stefan 6:0, 6:2 ins Semifinale. In einem Eventualspiel gewannen sodann die Favorits für das Herrendoppelspiel das Paar Bathelt-Heß gegen Winkler-Zieger nach schönem Spiel und guter Verteidigung des Gegners 7:5, 7:5. In dieser Konkurrenz ist noch viel nachzuholen, was jedoch kommenden Samstag ohne besondere Schwierigkeiten gelingen dürfte.

Die Resultate lauten also:

Herrendoppelspiel: I. Runde:
Drucker P., Breitbart O. — Sonderling, Breitbart M. 6:4, 2:6, 6:3.
Zieger, Winkler — Steiner Sternberg 6:1, 9:7.
Zipser, Stefan — Lamprecht, Partner w. o.
Brüd. Boryslawski — Twerdy, Stosius 6:0, 6:2.

II. Runde:
Bathelt, Heß — Zieger, Winkler 7:5, 7:5,
Brüd. Boryslawski — Zipser, Stefan 6:0, 6:2.

Im gemischten Doppelspiel steht für das Semifinale bisher nur ein Paar fest. Es ist dies Frl. Pfister—Krause, das gegen Frl. Korber — Ing. Drucker nach ebenbürtigem Spiel 7:5, 6:4 gewann. Im Damendoppelspiel, an welchem insgesamt nur 5 Paare teilnehmen, steht ein Paar für das Finale fest. Es sind dies die „BBSV."-Damen Frl. Allerhand — Frl. Palitza, die gegen Fr. Dr. Lamatsch — Fr. Dr. Wenzel 6:4, 6:3 gewannen.

Das Turnier wird dank der guten Organisation bei günstigem Wetter Samstag nachmittags fortgesetzt und Sonntag zu Ende geführt werden. Die letzten Spiele dürften sich mit Rücksicht auf den bisherigen guten Besuch des Turnieres eines noch besseren Besuches erfreuen. Wir werden über die Fortsetzung und Beendigung des Turniers in unserer nächsten Nummer berichten.

Henry Ford.

Henry Ford gilt auch heute noch als der reichste Mann der Welt. Sein Reichtum entstand dadurch, daß ganz Amerika bis vor kurzem Ford-Wagen fuhr. Neuerdings hört man jedoch, daß die Bestellungen auf Ford-Wagen erheblich nachgelassen haben.

Panzerauto für Geldtransporte

Vielfach verwandt in den Vereinigten Staaten und in England.

Sport

„B. B. Sportverein" — „S. V. Biala-Lipnik".

(Meisterschaft) 4:1 (3:0).

Mit diesem, zur Meisterschaft des Krakauer Kreises zählenden Meisterschaftsspiele, wurde die Herbstsaison dieses Jahres offiziell eröffnet, und zwar für den „B. B. S. V." mit einem guten Erfolg. Es ging um zwei wertvolle Punkte, die für die Plazierung in der Meisterschaft von eminenter Wichtigkeit waren. In den beiderseitigen Fußballagern waren auch die Erwartungen auf das äußerste gespannt. Den Anhängern des „B. B. S. V." wurde es doch etwas bange, da die letzten von ihren Lieblingen absolvierten Spiele unter keinem günstigen Stern gestanden hatten und den „B. B. S. V." sogar — mit Rücksicht auf das schlechtere Torverhältnis — vorübergehend auf den letzten Platz in der Tabelle verwiesen haben. Dagegen war der Gegner besser plaziert und seine Anhänger schwuren auf die Mannschaft, die sich in den letzten Kämpfen ganz hervorragend geschlagen hatte.

Vor Beginn des Wettspieles hörte man in den Kreisen des „S. V. Biala-Lipnik" vielfach als voraussichtliches Resultat des zu erwartenden Kampfes 5:0 für Biala-Lipnik. Die Spieler dieser Mannschaft betraten das Spielfeld sehr siegessicher und stellten sich nicht einmal dem Photographen, da dies nach ihrer Meinung ein Unglück bringen soll.

Gruppenspringen

beim Kampf um die französische Schwimm-Meisterschaft in Bassin von Tourelles.

Die Mannschaft des B. B. S. V.

Von links nach rechts: Lubich, Monczka, Tretiak, Pecenka, Matzner, Ziembinski, Lober, Hussak, Stürmer, Gabrisch, Hönigsmann.

Der Schiedsrichter, Herr Kolodziej, stand vor einer schweren Aufgabe, welcher er sich zu Beginn in zufriedenstellender Weise entledigte. Im weiteren Verlaufe des Kampfes ließ er jedoch stark nach und benachteiligte beide Parteien, besonders jedoch die Mannschaft des „B. B. S. V.", die er durch die Verhängung zweier sehr zweifelhafter Elfmeter fast um die Früchte des schwer erkämpften Sieges gebracht hätte. Merkwürdigerweise wurden jedoch seine Entscheidungen seitens der Anhänger „Biala-Lipniks" bedeutend schlechter aufgenommen, als von der Gegenpartei, die verschiedenen „Kosenamen", die ihm zugerufen wurden, wollen wir nicht wiederholen. Es ist jedoch unbedingt zu rügen, daß keine Ordner zu sehen waren, die einige der Hauptschreier — egal welcher Partei sie angehören — an die Luft, d. h. auf den ruhigeren Teil des Platzes hinter die Planken verwiesen hätten.

Und nun zum Spiele selbst. Die Mannschaften traten in folgenden Aufstellungen an:

„B. B. S. V.": Pezenka, Lober, Lubich, Tretiak, Monczka, Gabrisch, Hönigsmann, Stürmer, Ziembinski, Matzner, Hussak.

„S. V. B. L.": Cwiklicki, Jendrusiak, Olszowski, Mehwald, Ozaist, Laske, Stanik, Navara, Reiter, Tomaszczyk, Matera.

Beide Mannschaften waren komplett und einander fast ebenbürtig. Angriff und Halves hielten sich ziemlich die Wage. Ein leichtes Uebergewicht hatten jedoch die „B. B. S. V."-Halves aufzuweisen. Die Verteidigung der Hausherren war der ihrer Gegner ganz bedeutend überlegen und riß das Treffen, als der Gegner in der zweiten Hälfte stark drängte, aus dem Feuer. Von den Tormännern war Pezenka der vom Glück mehr begünstigte. Er hielt eine große Anzahl von Bällen in ruhiger Manier und ließ sich auch durch die auf ihn einstürmenden Gegner absolut nicht aus der Ruhe bringen. Er ist ein Spieler, der in seinem Verein schon auf fast allen Posten gespielt hat und, zu seiner Ehre sei es gesagt, noch auf keinem versagt hat. Er war eine Saison hindurch der erfolgreichste Stürmer der Reservemannschaft. Umsomehr ist seine Leistung als Tormann einzuschätzen. Er ist kein Blender, aber er tut seine Sache. Sein Gegenüber, Cwiklicki, hielt sich ebenfalls gut. An den vier Treffern, die er passieren lassen mußte, trägt er keine Schuld. Von den Verteidigern war Lubich derjenige, der am aufopferndsten arbeitete. Er ließ keinen der Gegner zum Schuß kommen und half auch seinem Partner Lober noch öfter aus. Die „B. B. S. V."-Halves arbeiteten fehlerlos, nur ließen sie in der zweiten Hälfte etwas nach, was bei dem forcierten Tempo der ersten Halbzeit kein Wunder war. Zum Schlusse wurden sie ihrer Aufgabe wieder voll und ganz gerecht. Im Angriff spielte nach längerer Zeit wieder Ziembinski und zog sich, trotzdem er von seinen Gegnern öfters scharf aufs Korn genommen wurde, gut aus der Affaire. Der vierte Treffer, den er erzielte, war der am meisten bejubelte. Sehr gut war wieder der rechte Flügel Hönigsman-Stürmer, besonders ersterer brachte einige gute Bälle hinein; auch der zweite Treffer war seine ganz spezielle Marke. Schwächer war der linke Flügel, Hussak-Matzner. Besonders in der ersten Spielhälfte war Hussak sehr schwach, erst gegen das Ende des Spieles wurde er besser. Matzner erzielte zwei Treffer, den einen aus einem gut von Ziembinski durchgelegten Ball, den zweiten nach einem Sololauf. Insgesamt spielte die Mannschaft diesmal mit großer Ambition und Aufopferung. Wenn dies immer der Fall wäre, müßte ihre Plazierung in der Meisterschaft besser sein.

Der Angriff „Biala-Lipniks" hatte in Navara wieder die treibende Kraft. Er reißt seine Leute vorwärts und versteht es, gefährliche Situationen vor dem Tore des Gegners zu schaffen. Es gelang ihm jedoch nicht, einen Erfolg zu erzielen. Stanik spielte zufriedenstellend und auch Reiter führte den Angriff gut, wenn er nicht den guten Eindruck durch sein Foulspielen beeinträchtigen würde. Seine hinterlistigen Fouls sollten zeitweise durch einen berechtigten Ausschluß bestraft werden. Das würde ihm sehr viel nützen und seiner Mannschaft ebenfalls. Daß der Schiedsrichter in diesen Fällen — wir wollen nur das Foul gegen Lober erwähnen — nicht energischer war, als bei Verhängung der Elfmeter, ist sehr zu verwundern. Die rechte Seite des Angriffes wurde ihrer Aufgabe ebenfalls gerecht, nur daß Matera durch Egoismus oft seiner Mannschaft schadet. Er erzielte jedoch den Ehrentreffer, was seine Kritiker vom eigenen Verein wieder aussöhnte. In der Halvesreihe war Mehwald seinem Gegenüber Hönigsmann-Stürmer nicht gewachsen und hatte öfters das Nachsehen. Ozaist arbeitete sehr gut für die Verteidigung; für den Angriff hat er weniger übrig und spielt zu hoch. Auch er hat sich eine etwas gefährliche Spielweise zurechtgelegt. Diesmal hatte besonders Ziembinski viel darunter zu leiden. Der verläßlichste Mann ist Laske, der auch diesmal wieder seinen Posten sehr gut ausfüllte. Die Verteidigung ist gegenwärtig die schwächste Stelle „Biala-Lipniks". Sie hatte auch in diesem Spiele einige schwache Momente, die von den Gegnern zu Treffern ausgewertet wurden. Ein besserer Verteidiger würde viel zur Verbesserung der Mannschaft beitragen.

Spielverlauf: „Biala-Lipnik" beginnt das Spiel. Der erste Angriff wird von Lubich zurückgewiesen. Der Gegenangriff führt zu einem Korner, den Laske verschuldet, aber auch abwehrt. Ein Kopfstoß Matzners nach einer Flanke Stürmers geht knapp am Tore vorüber, eine Flanke Hönigsmanns hält der Tormann. „B. B. S. V." hat die erste Viertelstunde ganz das Heft in der Hand. „Biala-Lipnik" muß sich fast ganz auf die Verteidigung verlegen. Zeitweise Durchbrüche wehrt die Verteidigung der Hausherren leicht ab. Eine weitere Ecke für „B. B. S. V." wird abgewehrt. Dann gibt es auch eine gefährliche Situation vor dem „B. B. S. V."-Tor die Lober nur zur Ecke abwehren kann; doch wird dieselbe nicht verwertet. Einen aussichtsreichen Angriff der Hausherren verdirbt Hussak durch zu langes Zögern, doch gleich darauf legt Ziembinski Matzner vor, der in der 35. Minute den ersten Treffer erzielt. Von der Tribüne erweckte es den Anschein, als ob derselbe aus einer Offsidestellung erzielt worden wäre. Schon zwei Minuten später fällt der zweite Treffer für „B. B. S. V." Gabrisch legt Hussak vor, dieser zentert, Pepi Stürmer paßt zu Hönigsmann und schon zappelt der Ball im Netz. Dann gibt es eine kurze Belagerung des „BBSV."-Tores, bis Hönigsmann aushelfen geht und den Angriff wieder nach vorne reißt. Matzner geht dann allein durch, doch rettet der Tormann. „Biala-Lipnik" gelangt in bedrohliche Nähe des Tores, doch verdirbt Navara die Chance durch ein unnötiges Foul. Wieder wird das Tor der Hausherren arg bedroht, doch verschießt Tomaszczyk. Kurz darauf gelingt es Matzner, seine Gegner abzuschütteln Er strebt allein dem Tore zu und erzielt in der 44. Minute den dritten Treffer für seine Farben. Gleich darauf Pause.

Die zweite Hälfte steht von Anbeginn an im Zeichen einer deutlichen Ueberlegenheit „Biala-Lipniks". Vom Anstoß weg erzielt Matera durch eine weite Flanke den ersten und einzigen Treffer des Spieles. Es wird mit Volldampf gearbeitet und dem Gegner nicht erlaubt, Atem zu schöpfen. Doch steht die Verteidigung der Hausherren jetzt wie eine Mauer und läßt es zu keinem Erfolg kommen. Ein gefährliches Foul Reiters gegen Lober unterbricht die andauernden Angriffe „Biala-Lipniks". Ein Ausschluß dieses Spielers wäre vollkommen gerechtfertigt gewesen. Eine Ecke für Biala-Lipnik wird abgewehrt, eine weitere durch Navara verschossen. Gabrisch verschuldet ebenfalls eine Ecke, doch auch diese wird durch Navara verschossen. In der 27. Minute wird ein Angriff „Biala-Lipniks" durch Gabrisch zum Stehen gebracht. Der Schiedsrichter pfeift ab und diktiert einen Elfmeter gegen „BBSV." Tomaszczyk plaziert jedoch weit daneben. Dann kommt wieder „BBSV." und taucht immer öfter in Tornähe „Biala-Lipniks" auf. Ein Köpfler Matzners nach einer Flanke Hussaks geht knapp am Tor vorüber, ein Schuß Hönigsmanns neben die Stange. Anläßlich eines Angriffes „Biala-Lipniks" wird Lubich in Strafraumnähe an der Hand angeschossen. Der Schiedsrichter gibt Freistoß, ändert dann jedoch diese Entscheidung über Einspruch des Linienrichters, eines Spielers „Biala-Lipniks", auf Elfmeter. Gleichzeitig nimmt er jedoch diesem die Outfahne ab, was jedenfalls sehr merkwürdig ist. Doch auch diese Chance wird nicht ausgenützt. Reiter schießt unter die Stange, Pezenka wehrt mit Glück ab. Dies wirkt wieder auf die Spieler des „BBSV." aufpulvernd, „Biala-Lipnik" wird zurückgedrängt und in der 40. Minute durch Ziembinski der 4. Treffer, ein Schuß an die Stange, der ins Tor geht, erzielt. Die letzten Minuten spielen sich vor dem Tore „Biala-Lipniks" ab, doch wird an dem Resultat nichts mehr geändert. Der Besuch dieses spannenden Spieles ließ wie gewöhnlich zu wünschen übrig. Es waren ca. 300 Zuschauer anwesend.

Die lustige Welt

Gemischte Sorte.

„Dunnerkiel schmeckt der Tabak heute eklig!" —

Wie ich mein rechtes Bein verlor.

Von

Hermann Wagner.

(Nachdruck verboten.)

Ich hatte mir eine kleine Blutvergiftung geholt. Am Gelenk meines rechten Fußes zog sich so etwas wie ein Gewitter zusammen. Die Haut rötete sich, das Fleisch schwoll an, und um eine kleine Wunde herum bildete sich Eiter. Es war weiter nicht schlimm. Aber es fing an, weh zu tun, und deshalb sagte ich zu meiner Frau:

„Liebe Kreszenz", sagte ich, „bitte, hole den Arzt!"

Kreszenz hingegen, die eine unüberwindliche Ab-

Die Lehre fürs Leben.

Richter (zum Verbrecher): „Nie haben Sie eine Lehre angenommen. Nun muß ich Sie zum Tode verurteilen!"

Verbrecher: „Herr Richter, es soll mir eine Lehre fürs ganze Leben sein!"

neigung gegen Aerzte hat und die außerdem immer das Gegenteil von dem tut, was ich wünsche, hielt es für angebrachter, die Schwiegermutter zu holen.

Diese kam, sah und verordnete.

„Heiße Wickel um den Fuß", sagte sie, „kein Fleisch, alle zwei Stunden eine Tasse Lindenblütentee und dreimal täglich ein Klystier!"

Und damit ging sie.

*

Der Fall nahm folgenden Verlauf:

Die acht Tassen Lindenblütentee, die meine Frau in mich hineinzwang, verursachten mir weiter keinen Schaden. Von den Klystieren, von denen mir auch nicht ein einziges erspart blieb, kann ich nur sagen, daß sie mir an der verkehrten Stelle Linderung brachten. Was aber die heißen Wickel betrifft, so konnte selbst Kreszenz nicht behaupten, daß sie von der erhofften Wirkung gewesen wären. Denn am Abend war mein Fuß krebsrot und so dick wie ein Kanonenrohr.

Vor Schmerzen ächzend, bat ich aufs neue: „Geliebte Kreszenz", bat ich, „willst du mir nicht jetzt einen Arzt besorgen?"

Allein Kreszenz, die es sich in den Kopf gesetzt hatte, mich gegen Willen gesund zu machen, hatte etwas anderes beschlossen. Sie ging, um den Kräutermann zu holen.

*

Der Kräutermann kam.

„Ich habe", wollte ich ihm erklären, „ich bin —"

Er winkte kurz ab. „Sehen Sie mich an", sagte er barsch. „Sehen Sie nach rechts. Sehen Sie nach links.

Der Gastwirtssohn.

Lehrer: „Was ist das Gegenteil vom Einfachen?"

Schüler: „Das Bayrische!"

Nach unten, nach oben. So . . . Sie sind leberkrank!"

„Nein", so wollte ich ihm aufs neue klar machen, „ich habe, ich bin —"

Er winkte noch kürzer ab. „Von diesem „Spanischen Kräutertee" werden Sie täglich fünf Tassen trinken. Von diesem „Jerusalemer Balsam" genügen morgens, mittags und abends je zehn Tropfen. Von diesem „Verdauungs- und Hämorrhoidal-Pillen" hingegen nehmen Sie stündlich ein Stück."

Und damit ging er.

*

Meine Frau sah darauf, daß ich die Verordnungen streng befolgte. Es rührte sie nicht, daß ich von dem „Spanischen Kräutertee" die Kolik bekam, daß mir der „Jerusalemer Balsam" den Magen aufbiß und die „Verdauungs- und Hämorrhoidal-Pillen" mir Blähun-

Heruntergekommen.

„Sehen Sie, erst wollten Sie bei mir als Kraftmensch nicht auftreten, weil ich, wie Sie sagten, eine Hungergage zahle; und nun können Sie diesen Monat als Schlangenmensch, und den darauffolgenden als Geist beim Zauberer auftreten."

gen verursachten. Nein, alles das rührte sie nicht. Erst als mein Bein die Dicke einer alten Silberpappel hatte, meinte sie, daß es an der Zeit sei . . .

„— den Arzt zu holen!" stimmte ich freudig zu.

„Nein, Frau Herschelmann!"

Und sie hatte kein Erbarmen, sondern suchte tatsächlich Frau Herschelmann auf, eine bejahrte Hebamme, von der die Sage ging, daß sie durch wunderbare Sympathiekuren schon viele Menschen vom sicheren Tode errettet hatte.

*

Frau Herschelmann kam.

Sie war ein kleines, rundliches Weiblein, mit einem Vollmondgesicht, das immerzu lächelte.

Sie trat an mein Bett, sprach mir Trost zu, streichelte mich und meinte: „Seien Sie nur nicht bange, lieber Herr — wir werden es schon machen!"

Sodann stellte sie an mich folgende Fragen: „Wann sind Sie geboren? Zu welcher Stunde? Tag? Nachts? Von welcher Farbe waren die Haare Ihrer Mutter? Hatten Sie als Kind die englische Krankheit? Glauben Sie an Gott? Welches Einkommen hatte Ihr Vater? Welche Speisen essen Sie gern? Lieben Sie junge Hunde? Warum? Haben Sie eine Antipathie gegen schwarze Katzen? Warum?"

Ich beantwortete alles, so gut ich es konnte.

Darauf vollführte Frau Herschelmann mit den Hän-

Bedauerlich.

„Furchtbar mit der Arbeitslosigkeit überall; nicht mal streiken kann man."

den seltsame Gesten, sprach eine geheimnisvolle Formel, schnitt mir ein Büschel Haare vom Kopf und zapfte mir etwas Blut ab.

Darauf verlangte sie zehn Mark.

Als sie sie erhalten hatte, lächelte sie und sagte: „Vermeiden Sie es streng, an schwarze Katzen zu denken! Denken Sie im Gegenteil recht eifrig an junge Hunde! Bei eintretendem Vollmond sind Sie dann gesund!"

*

Bis zum Eintritt des Vollmonds fehlten noch sechs Tage.

Ich verbrachte sie in trostlos-stumpfem Hinbrüten, machte mein Testament und versuchte im übrigen recht eifrig an junge Hunde zu denken. Leider fielen mir nur schwarze Katzen ein. Ein ganzes Heer von schwarzen Katzen war um mich, jede einzelne sah mich tückisch an, fauchte und wies mir die Krallen.

Mein Bein hatte inzwischen alle Farben angenommen und die Dicke der städtischen Straßenwalze erreicht.

In der Nacht aber, da der Mond voll wurde, wurde es plötzlich schwarz.

Kellnerin (zusammenrechnend): „Also Sie haben einen Kalbskopf, Ihre Frau hat saure Nieren und der junge Herr hat einen Schweinsrüssel."

Pechschwarz!

Gepeinigt schrie ich auf.

„Ob wir am Ende doch den Arzt holen?" fragte meine Frau und war nicht ganz sicher.

„Nein", brüllte ich, „ich will sterben!"

Da aber erwachte der Widerspruchsgeist in meiner Frau. „Doch — ich hole den Arzt", sagte sie trotzig, „du mußt folgen!"

Als der Arzt kam, war es zu spät.

„Er gibt nur ein Mittel, das helfen kann", stellte er fest, „wir müssen das Bein amputieren."

Und erbarmungslos sägte man mir das Bein ab.

„Hatte ich es dir nicht gesagt", klagte meine Frau, „hatte ich es dir nicht gesagt: du müßtest folgen?"

Es nützt nichts.

Hausfrau: „Marie, ich habe heute morgen zufällig gesehen, daß der Bäckergeselle Sie geküßt hat. Von morgen früh an nehme ich das Brot selbst in Empfang."

Marie: „Das nützt Ihnen nichts. Der Bäckergeselle mag nur Blonde."

f. f.

Vergessen!

„Ein Schelm, wer Böses dabei denkt."

Das Lager.

Vater: „Ich habe eine Tochter von zwanzig Jahren, die bekommt zehntausend Mark, und eine von dreißig, die bekommt zwanzigtausend Mark."

Freier: „Haben Sie keine Tochter, die älter ist?"

H. St.

Feststellung.

Richter: „War es ein starker Schlag, den der Angeklagte Ihnen auf den Kopf gab?"

Zeuge: „Und ob, ich bin zusammengeknickt."

Angeklagter (einwerfend): „Herr Richter, die krummen Beine hat er aber schon vorher gehabt!" H. H.

Kunstverständnis.

Der Führer hatte eine Gesellschaft von Touristen in der großen Bildergalerie herumgeführt, und nachdem sie durch alle Zimmer gekommen waren, sagte er: „Wenn eine Dame oder ein Herr noch eine Frage zu stellen hat, so bin ich gern bereit, sie zu beantworten."

„Das ist schön", sagte eine Dame. „Ich möchte gern wissen, womit Sie hier die Fußböden bohnern, damit Sie sie so blank bekommen?"

P. P.

Er kennt sie.

„Egon wird dir jeden Tag ähnlicher."

„Was hat er denn schon wieder ausgefressen?"

Ein Dampfer-Aus-Flug

„Volldampf voraus!" — Kaffee — Bier — Limonade gefällig?

„Onkel Adolf geht an Bord". „Navigare necesse est (Schiffahrt tut not) — habt ihr auch alle eure Stullen?"

„Sirenenzauber" oder die Wirkung der Dampfpfeife

„Im stillen Winkel"

„Vater in Geberlaune". „Wenn se gut zieht, können Sie Ihren Schornstein einpacken"

Das Ende vom Lied — im Sommer 1927

Sonderzeichnungen für unsere Beilage von R. Leonhardt

Kreuzworträtsel

			1		2			
				■				
			3					
4		5		■	6	7		8
	■		■	■	■		■	
9			10	■	11			
			12					
				■				
			13					

Wagerecht: 1. Titel, 3. Leid, 4. Mehlmasse, 6. Nebenfl. der Elbe, 9. rhythm. Bewegung, 11. Nahrungsmittel, 12. engl. Bier, 13. Hohlmaß. Senkrecht: 1. Theaterplatz, 2. rennsportl. Ausdruck, 4. Handlung, 5. Nebenfluß der Donau, 7. Gewässer, 8. Naturprodukt, 10. Ziffer, 11. Rückstand. G. v. U.

Der Schüchterne (zweiteilig)

Das Erste werd' ich, wenn 'ne Maid
Mich ansieht voller Innigkeit.
Das Zweite red' ich, wenn im Fluß
Ich mit der Holden sprechen muß.
Das Ganze ess' ich stillvergnügt,
Wenn nebenbei 'ne Bratwurst liegt.

P. Kl.

Suchrätsel

Illustration, Stunde, Flieder, Hebbel, Sinding, Tagedieb, Profit, Stiefel, Eichel, Zukunft, Felsengrotte, Außendienst, Lachtaube, Antenne. In jedem der vorstehenden Wörter ist eine Silbe eines Goethe-Zitats versteckt. F. v. W.

Kettenrätsel

Nachstehende Wörter sind so zu einer Kette zusammenzuschließen, daß die zweite Silbe des vorhergehenden Wortes mit der ersten Silbe des folgenden Wortes immer ein neues Wort bildet.

Bachmann, Gellen, Heimweh, Laube, London, Marie, Minna, Nerva, Sedan, Selter, Senta, Tenor. Dü.

Auflösungen aus voriger Nummer:

Kreuzworträtsel: Wagerecht: 2. Kuh, 3. Dohle, 6. Vogesen, 7. Algen, 9. Alp. Senkrecht: 1. Buch, 4. Orgel, 5. Liste, 8. Gold.

Heilsamer Rat: Grund, rund.

Glückliche Wendung: Los, mutterlos, mutlos, Mutter, Los.

Silbenrätsel: 1. Leistikow, 2. Ilmenau, 3. Expreß, 4. Benedikt, 5. Eveline, 6. Innung, 7. Striegau, 8. Touraine, 9. Bonnat, 10. Ebene — „Liebe ist bewußte Güte" (Hugo Salus).

Besuchskartenrätsel: Husarenleutnant.

Burg Ockenfels bei Linz a. Rh., im 12. Jahrhundert errichtet, war im Laufe der Zeiten zu einer fast wertlosen Ruine (Bild links) verfallen. Nach den Plänen des Kölner Architekten H. Reinhard wurde die Ruine zu einer den landschaftlichen Verhältnissen geschickt angepaßten Burg (Bild rechts) umgebaut und als Erholungsstätte eingerichtet, die in hochherziger Weise verarmten Ehepaaren des Mittelstandes aus Köln zum kostenlosen Erholungsaufenthalt zur Verfügung gestellt wird Photos Max Genthe

Das Eisenacher Zehnjungfrauenspiel

Zu den ältesten Mysterienspielen des deutschen Mittelalters gehört das Spiel von den klugen und törichten Jungfrauen, das im Jahre 1321 entstand. Es wurde 1921, anläßlich seines 600jährigen Jubiläums, neu bearbeitet. — Kürzlich wurde das Spiel in einer neuen Einstudierung auf dem altehrwürdigen Hofe des Eisenacher Dominikanerklosters wieder zur Aufführung gebracht. Wir zeigen zwei Szenenbilder (Oval links) „Maria mit den klugen“ und (Oval rechts) „Die fünf törichten Jungfrauen“ Photos Harder

Bild rechts:
Der Kranich mit dem Aluminiumbein. In dem Zoologischen Garten zu Leipzig befindet sich ein Kranich, der an Stelle eines erfrorenen und abgebrochenen Beines ein solches aus Aluminium erhalten hat, mit dem er wieder vergnügt herumstelzt. Er verlor sein natürliches Bein bei plötzlich einsetzendem Frost, als er sich durch Flucht seiner Einquartierung in das Winterheim entzogen hatte Groß

☆

Bild unten:
Das Bad der Barfüßer, Wörishofen in Bayern. „Wassertreten“ der Badegäste Kester & Co.

Bild rechts!
„Orientexpreß“ heißt ein neuer Film der Phoebus A.G., der soeben uraufgeführt wurde. Die Unberechenbarkeit des Schicksals rollt in den Bildern dieses Gesellschaftsfilmes vorüber, von denen wir das Bahnwärterhäuschen, die einsame Zufluchtsstätte der Heldin des Stückes, zeigen

Bild rechts:
Die kleinste Schule Deutschlands. Der Lehrer der Insel Ruden am Greifswalder Bodden mit seinem zurzeit einzigen Schüler vor dem Schulgebäude. Auf der Insel wohnen nur acht Lotsenfamilien. (In den Großstädten dagegen sind die Klassen überfüllt) Deu

Z Kupfertiefdruck der Otto Elsner K.-G., Berlin S 42 — Verlags- und Hauptschriftleiter: Fritz v. Lindenau — Verantwortlicher Schriftleiter: Ulrich v. Uechtritz, Berlin-Wilmersdorf 1927—36

Pressestimmen:

Die **„Schlesische Zeitung"** (Organ der deutschen Partei) schreibt: Zum ersten Male ist in Bielitz der Versuch unternommen worden, ein Familien-Wochen-Magazin zu schaffen, das dem Schutz und der Förderung kultureller Belange des deutschen Volkstums dienen soll. Nun liegt die erste Ausgabe dieser neuen Zeitschrift **„Die Welt am Sonntag"** vor uns. Sie präsentiert sich in geschmackvollem Gewande, unter dem sich in reichhaltiger Fülle das birgt, was sie uns geben will. Und man merkt es gleich: in glücklichem Verhältnis will sie jedem etwas sein und jedem etwas geben, dabei stets vor allem deutsches Wesen, deutsche Arbeit, deutsche Leistung berücksichtigend und mit geschickter Hand die Wege weisend, die vom Deutschen zum Anderen und zurück führen. Es wäre heute verfrüht, dieser neuen Helferin im Dienste des deutschen Volkstums irgendwelche Voraussagen mit auf ihren Weg geben zu wollen, aber es kann ihr aus ehrlicher Ueberzeugung der Erfolg gewünscht werden, den sie um der Dienste, die sie erfüllt, verdient. — Eingeleitet wird das erste Heft der neuen Zeitschrift durch eine Reihe literarischer Arbeiten und Abhandlungen aus der Feder anerkannter Autoren. Dem deutschen Turnen ist ein Bericht über das diesjährige Verbandsturnfest gewidmet; es folgen reich illustrierte Arbeiten, die unterhaltende, wirtschaftliche, technische und sonstige aktuelle Themen zum Gegenstande haben. Der Sportfreund findet Bilder und Berichte aus dem heimischen Sportleben, dem Radioamateur ist eine vielseitig ausgestaltete Rubrik gewidmet, auch der Briefmarkensammler sieht seinen Interessen genügend Raum gegeben, so wie der Filmfreund sich über die neuesten Fragen aus dem Gebiete der Filmkunst unterrichtet findet. Die Frau und Hausfrau findet in entsprechend breitem Rahmen Frauenfragen, Haushaltungsangelegenheiten, Modeneuheiten, erörtert und Freunden guten Humors bringt die reichhaltige „Lustige Ecke" Kurzweil und fröhliche Unterhaltung. Zu all dem bringt „Die Welt am Sonntag" eine Fülle von Illustrationen aus aller Welt, in welchem sowohl Landschaftsbilder aller Art, wie auch aktuelle Ereignisse usw. festgehalten sind. Alles in allem, verdient es die neue Familienzeitschrift — und ist sicher dazu geeignet — sich zahlreiche Freunde zu erwerben.

Die **„B. B. Deutsche Zeitung"** (Unabhängiges Organ) schreibt: „Die Welt am Sonntag", eine große illustrierte Familienzeitschrift mit Magazin-Charakter, ist am Sonntag, den 21. August d. J., zum erstenmal in einem Gesamtumfang von 40 Seiten, erschienen, wovon acht Seiten auf eine reich illustrierte Kupfertiefdruckbeilage entfallen.

Die Zeitschrift ist überdies mit einem reichen internationalen und heimischen Bilderdienst ausgestattet und befaßt sich, wie aus dem reichhaltigen Inhaltsverzeichnis zu entnehmen ist, mit der Pflege der Literatur, Kunst, Musik, Touristik, des heimischen Theaters, Körper- und Denksportes, mit Frauenfragen, Mode, Tagesfragen von allgemeinem Interesse, technischen Neuerscheinungen usw.

Die Redaktion beabsichtigt, soweit Literatur in Frage kommt, dem Nachwuchs die Möglichkeit zu bieten, seine Erstlinge zu verwerten, sich dadurch langsam einen Namen zu schaffen und damit die erste Möglichkeit, Eingang zu finden in jene Kreise Deutschlands und Oesterreichs, deren Aufmerksamkeit zur Fortentwicklung und zum Aufstieg erregt werden muß. Da die Redaktion trachten wird, der Zeitschrift ein möglichst großes Absatzgebiet zu sichern in Polen, in der Tschechoslowakei, Danzig, den Randstaaten, Rumänien, selbe aber auch in Deutschland und Oesterreich verbreiten wird, ist die Grundbedingung hiefür geschaffen. Den gleichen Zweck verfolgt die Redaktion auch bezüglich Kunst, Musik, heimischer Touristik und bezüglich des heimischen Sportes.

Wie diesen Informationen zu entnehmen ist, bleibt jedes politische Moment ausgeschaltet. Nur der Förderung deutscher Kunst, deutschen Wissens und körperlicher Ertüchtigung gilt die Arbeit der Zeitschrift. Dabei wird sich die Redaktion selbstverständlich auch mit der Behandlung der Fragen gleicher Materie fremder Nationen beschäftigen und so trachten, in einer einzigen großen Zeitschrift das zu bieten, was sich unsere Leser heute aus den verschiedensten, eigentlich nur für den Fachmann verständlichen Fachzeitschriften mühsam zusammensuchen müssen.

Aus dem Gesagten geht zur Genüge hervor, daß die neue Familienzeitschrift voll auf das Interesse des hiesigen Publikums hoffen kann und ist dieselbe in allen Zeitungs-Verschleißstellen in Bielitz-Biala, sowie in der Verwaltung, Bielitz, Hauptstraße 10, Fernsprecher 29, erhältlich.

Der Bezugspreis beträgt: monatlich Zl 6.— (4—5 Ausgaben); vierteljährlich Zl 18.—.

Herausgeber: Alfred Jonas, Bielsko. — Eigentümer und Verleger: C. L. Mayerweg, Bielsko.
Druck: Johann & Carl Handel, Bielsko. — Verantwortl. Redakteur: Anton Stalinski, Bielsko.